

Pamphlets on French Philology, 1857-97


The Karl Weinhold
Library Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII

Fénelon's
Abenteuer des Telemach

literarhistorisch und kritisch

dargestellt

von

Hermann Schütz,

Oberlehrer am Gymnasium zu Minden und an der mit demselben verbundenen Realschule I. Ordnung.

Minden.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns.

1868.

Der

philosophischen Facultät

der Rheinischen

Friedrich-Wilhelms-Universität

Bonn

zur Feier des Jubiläums ihres 50 jährigen Bestehens

ehrerbietigst gewidmet

vom

Verfasser.

Welcher Lehrer an den höheren Lehranstalten Deutschlands könnte gleichgültig bleiben bei den Festlichkeiten, welche in diesen Tagen an den Ufern des Rheins stattfinden werden, bei dem Jubiläum der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn? Ihre Stiftung ist ja ein Zeugniß des neuerwachten Geistes, der sich siegreich von den Banden, welche fremde Uebermacht dem deutschen Vaterlande aufgelegt, befreit hatte. Derselbe Ernst, dieselbe Begeisterung, welche in jenen ewig denkwürdigen Jahren das deutsche Volk erfüllt hatte, spiegelt sich von Anfang an ab in den wissenschaftlichen Forschungen, welche von der Rheinischen Universität ausgingen; und so erscheint die neue Hochschule von vorn herein nicht bloß den älteren Schwestern ebenbürtig, sondern, unterstützt durch die Liberalität des hohen Stifters, welche die ausgezeichnetsten Gelehrten in Bonn zu versammeln möglich machte, wurde sie auf vielen Gebieten der Wissenschaft bahnbrechend. Wie viel die Theologie, Jurisprudenz, Medicin der Rheinischen Academie zu verdanken haben, das wird in beredten Worten in diesen Tagen seinen Ausdruck finden. Rheinland und Westfalen sind es namentlich, die den segensreichen Einfluß der Friedrich-Wilhelms-Universität auf die Hebung des geistigen Lebens erfahren haben; die Mehrzahl der in Amt und Würden stehenden Männer dieser beiden Provinzen haben ihr ihre wissenschaftliche Ausbildung zu verdanken. Und so sind es besonders die Lehrer an den höheren Lehr-Anstalten Rheinlands und Westfalens, welche der philosophischen Facultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu ihrem Jubelfest ihren Zoll der Dank-

barkeit darzubringen haben. In allen Gebieten der Wissenschaft, welche die philosophische Facultät umfaßt, ist das Bedeutendste von Bonn ausgegangen; die gefeierten Namen Niebuhr und A. W. v. Schlegel verbreiten ihren Ruhm, so weit überhaupt wissenschaftliche Bildung gekannt wird. Die mathematischen und Naturwissenschaften werden nimmer die Forschungen von Argelander, Diesterweg, Plücker, Nöggerath, Bischoff vergessen; die Philosophie hat in Brandis und van Calker die würdigsten Vertreter, denen sich Knoodt, Schaarschmidt und Neuhäuser anreihen; die historischen Disciplinen haben durch Löbell, Dahlmann, Mendelsohn und den unvergeßlichen E. M. Arndt, so wie durch v. Sybel, Schäfer und Aschbach die nachhaltigste Förderung gefunden; die allgemeine Sprachwissenschaft wird stets des Namens Lassens, die orientalische Philologie der Namen Freytag, Vullers, Gildemeister, die deutsche des wackeren rheinischen Dichters Simrock eingedenk bleiben. Die Kunstgeschichte hat in Springer ihren geistreichen Vertreter. Daß in der classischen Philologie der Ruhm der gründlichsten Forschung und der Verbreitung des Sinnes für diese Studien der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität nie wird geschmälert werden, dafür bürgen die Namen Welcker, Heinrich, Ritschl, Bernays, Usener, Ritter, Schmidt, Heimsoeth, Jahn, Reifferscheid. Daß aber für die neuere Philologie die Universität Bonn wohl mehr als alle andern deutschen Universitäten geleistet habe, möchte nur dem zweifelhaft sein, der nicht

die unsterblichen Verdienste unseres gefeierten Friedrich Diez zu würdigen versteht, und der nicht mit der bis jetzt unübertroffenen Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius sich bekannt gemacht hat. So hat die Universität Bonn, gelegen am deutschesten der Ströme des Vaterlands, der zugleich das Wallfahrtsziel der Nachbarvölker ist, ihren Beruf erfüllt, den deutschen Geist zu pflegen und die zwei andern Culturvölker Europa's der deutschen Wissenschaft zu gewinnen.

Der Verfasser dieser Schrift hat nicht das Glück gehabt, zu den Füßen der von ihm hochverehrten Männer der Wissenschaft zu Bonn zu sitzen, aber seit vielen Jahren alle seine Kräfte dem Studium der neueren Sprachen widmend, ist er sich bewußt, daß er das Meiste und Beste von dem, was er weiß, den genannten Gelehrten zu verdanken hat. Als einen schwachen Tribut des Dankes, welchen er der hochverehrlichen philosophischen Facultät der Universität Bonn schuldig ist, bittet er diese anspruchslose Schrift anzusehn.

Minden, im Juli 1868.

François de Salignac de La Mothe-Fénelon, Erzbischof von Cambrai, der als Theologe, Philosoph, Redner und Schriftsteller sich auszeichnete, und der, da er einer der edelsten Menschen war, die je gelebt haben, als glänzendes Vorbild aller christlichen Tugenden den spätesten Geschlechtern voranzuleuchten verdient, würde dennoch längst vergessen sein, und seinem Namen würde höchstens noch ein Platz in den Compendien der Literaturgeschichte eingeräumt werden, wenn er nicht den Telemach geschrieben hätte. Und doch war dieses merkwürdige Buch, ebenso wenig als — außer einigen Erbauungsschriften — Alles, was Fénelon geschrieben hat, gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Fénelon hatte die Abenteuer des Telemach wahrscheinlich in den Jahren 1693 und 94 für seinen Zögling, den Herzog von Burgund, dessen Lehrer er seit 1689 war, verfaßt, ohne daß er sie ihm jedoch zu lesen gegeben hätte, da er ihn noch nicht für reif hielt, alle in denselben enthaltenen Ideen über Moral und Politik zu verstehen. Er scheint die Absicht gehabt zu haben, das Buch dem Herzoge erst in einer späteren Zeit, — etwa bei seinem Regierungsantritt, oder zu seiner Hochzeit, — zu überreichen; und wenn auch von verschiedenen Seiten behauptet worden, daß Fénelon den Telemach stückweise verfaßt, oder daß er einzelne Partien aus seinem Manuscripte herausgegriffen habe, um sie als Themata für seinen Eleven in dem Maße, wie es sein Alter gestattete, oder seine Fehler es wünschenswerth machten, zu benutzen, so streitet doch gegen die erstere Annahme der Umstand, daß das Werk nach einem ganz bestimmten, reiflich durchdachten Plane verfaßt ist und alle Merkmale an sich trägt, die es als aus *einem* Gusse entstanden uns erscheinen lassen, während die Behauptung, daß der Telemach in einzelnen Partien zu Ausarbeitungen verschiedener Art für den Prinzen benutzt worden sei, deshalb in keiner Weise erwiesen ist, weil sich unter der ziemlich bedeutenden Zahl der von dem Erzieher eigenhändig geschriebenen und von dem jungen Herzoge von

Burgund ausgearbeiteten Aufgaben keine einzige befindet, die zu den Abenteuern des Telemach in näherer Beziehung stände. Auch ist nichts davon bekannt, daß unter den Papieren, die sich nach dem Tode des Herzogs in dessen Cassette vorfanden, und die auf des Königs Befehl verbrannt wurden, dergleichen Arbeiten sich befunden hätten.

Die Veröffentlichung der Abenteuer des Telemach ist der Untreue eines Bedienten zu verdanken, dem Fénelon entweder das Werk dictirte, oder der beauftragt war, eine Abschrift des Manuscripts anzufertigen. Da das Buch das Interesse des Copisten erregte, so nahm er für sich selbst eine zweite Copie, von der er dann einzelne Partien im Monat October 1698 in verschiedenen Gesellschaften circuliren ließ, ohne jedoch den Verfasser zu nennen. Der ausgezeichnete Stil, die herrlichen Bilder und die farbenreichen Beschreibungen erregten ebenso wie die Neuheit der Composition die allgemeine Neugierde und ermuthigten den Copisten, das Werk einem Buchhändler zu verkaufen, ohne indessen den Namen des Autors zu bezeichnen. Die Witwe des Buchdruckers Barbin, welche glaubte, daß der Verfasser des Telemach nicht genannt sein wolle, erlangte unter dem Datum des 6. April 1699 eine Druck=Erlaubniß, welche ohne große Schwierigkeit bekannten Buchdruckern für Werke gegeben wurde, die nichts enthielten, was der Religion, oder der guten Sitte entgegen war. Man fing also an, das Buch unter dem Titel: „Suite du quatrième livre de l'Odyssée, ou les Aventures du Télémaque, fils d'Ulysse, à Paris, chez la veuve de Claude Barbin, au palais, 1699," zu drucken. Als man mit dem Drucke bis zur Seite 208 des ersten Bandes vorgeschritten war, wurde plötzlich der Hof davon unterrichtet, daß der Telemach vom Erzbischof von Cambrai sei, und da gerade kurz vorher dessen Buch Maximes des Saints auf Betreiben Bossuet's und des Hofs vom Papste verdammt worden war, so wurden alle Schriften und alle Schritte Fénelon's auf's Strengste überwacht. Die Exemplare der schon gedruckten Bogen des Télémaque wurden confiscirt, die Drucker mißhandelt, und man ergriff im Namen des Königs die strengsten Maßregeln, um ein Werk zu vernichten, das sehr bald eine nicht geahnte Berühmtheit erlangen sollte. Aber das Bestreben des Hofs, den Telemach zu unterdrücken, war vergeblich. Einige Exemplare der bereits gedruckten Bogen waren der Wachsamkeit der Polizei entgangen, und da außerdem mehrere Abschriften des noch nicht gedruckten Theils des Manuscripts vorhanden waren, so war es dem Buchhändler Adrian Moetjens im Haag möglich, noch in demselben Jahre eine vollständige Ausgabe des Ganzen herzustellen.

Der ungeheure Erfolg des Telemach, der im Auslande hauptsächlich darauf beruhte, daß man die Schrift als eine Satire auf Ludwig den Vier-

zehnten und seine Regierung ansah, eine Meinung, welche die Neider und Feinde Fénelon's in Frankreich selbst geflissentlich verbreiteten, um dem edlen Manne zu schaden, oder um, wie Saint-Simon sagt, alle seine Stellen und Würden an sich zu reißen, brachte den großen König immer mehr gegen den Erzbischof von Cambrai auf. Zunächst verletzte es ihn in hohem Grade, daß er in der Aufführung Fénelon's Undankbarkeit zu erkennen glaubte. Ludwig, der nur an die Lobeserhebungen und an den Beifall aller Männer von Geist und aller Classen seiner Unterthanen gewöhnt war, hörte zum ersten Mal eine ernste Stimme, die ihm alle Irrthümer seiner Regierung im Sittenspiegel eines Romans vorzuhalten schien, und diese Stimme, die sich durch ihren Ernst und ihre Würde sehr wesentlich von dem leidenschaftlichen Tone der vielen gegen ihn gerichteten Pamphlete und Schmähschriften unterschied, war die eines Mannes, den er mit Wohlthaten überhäuft, den er an seinen Hof gerufen, ja, dem er sogar die Erziehung des künftigen Thronfolgers anvertraut hatte. Dieser letztere Umstand machte den Verfasser des Telemach, der in der Person des Mentor ganz neue Regierungsmaximen vortrug, geradezu gefährlich, denn die von Fénelon dem Enkel Ludwigs gegebene Erziehung unterminirte vollständig das ganze System des Königs. War schon früher der in seinen letzten Regierungsjahren der Bigoterie und Frömmelei in Folge des Einflusses der Madame de Maintenon ergebene König durch die vermeintlich in den Maximes des Saints enthaltenen Ketzereien des Erzbischofs in hohem Grade aufgebracht worden, so wurde er es jetzt noch mehr durch die im Telemach kundgegebenen politischen Grundsätze. Einige Tage später, nachdem es bekannt geworden, daß der Telemach aus der Feder Fénelon's geflossen sei, sagte der König in Gegenwart seiner beiden Aerzte Fagon und Felix: „Ich wußte wohl durch das Buch Maximes des Saints, daß Monsieur de Cambrai einen schlechten Geist hat; aber ich wußte nicht, daß er auch ein schlechtes Herz hat. Das habe ich so eben erfahren, indem ich den Telemach las. Man kann die Undankbarkeit nicht gut weiter treiben. Er hat es unternommen, meine Regierung an den Pranger zu stellen." Als die beiden Herren muthig diese Ansicht des Königs zu bekämpfen suchten und ihm vorstellten, daß alle Werke mit moralischer Tendenz Satiren würden, wenn der Haß darin Allegorien suchte; daß Fénelon gute und schlechte Könige geschildert habe, und daß ein solcher Fürst wie der König sich ebenso gut in der Charakterschilderung der ersteren als in der der letzteren erkennen könne; daß es keinen Franzosen gäbe, der nicht wünsche, eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen Télémaque und dem Herzoge von Burgund zu sehn u. dgl. m., — antwortete Ludwig nichts. „La vérité désarma sa puissance; mais elle ne changea pas son coeur," sagt der Cardinal Maury, der diese Unterredung in seinem Eloge de Fénelon

erzählt. — Ludwigs vorgefaßte Meinung gegen den Telemach war so allgemein bekannt, und man fürchtete so sehr, sein Ohr auch nur mit dem bloßen Namen dieses unsterblichen Werks zu verletzen, daß selbst nach dem Tode seines Verfassers, nachdem dieses Buch in ganz Europa verbreitet und in alle Sprachen übersetzt worden war, de Boze, welcher Fénelon's Sitz in der Academie einnahm, in seiner Eintrittsrede nicht vom Telemach zu sprechen wagte, und daß Dacier in seiner Antwort an de Boze glaubte, dasselbe Stillschweigen beobachten zu müssen. Das war im Monat März 1715, und Ludwig sollte nur fünf Monate diese eigenthümliche Art von Schmeichelei überleben. Im Gegensatz zu diesem leidenschaftlichen Hasse des Königs gegen ein Werk, das Ludwigs Regierungszeit hat mit berühmt machen helfen, hatte Fénelon die Rücksicht, den Telemach weder als sein Werk anzuerkennen, noch die Autorschaft desselben zu desavouiren, um Ludwig nicht auch dadurch noch zu verletzen, daß er etwa Werth auf den Erfolg eines Buchs legte, das dem Könige mißfallen hatte.

Die ersten Ausgaben des Telemach erschienen alle im Auslande. Als indessen die Wachsamkeit der Polizei etwas nachgelassen hatte, so veranstaltete man im Geheimen auch in Frankreich verschiedene Ausgaben desselben. Die erste, für Frankreich mit einem Druckprivilegium versehene Edition erschien aber erst im Jahre 1717 in Paris, nachdem der königliche Censor Louis de Sacy seine mit begeisterten Lobeserhebungen angefüllte Approbation ertheilt und der Regent (der Herzog von Orleans), der stets eine große Verehrung für Fénelon an den Tag legte, das frühere Druckverbot aufgehoben hatte. Diese von dem Großneffen Fénelon's besorgte Ausgabe wurde dem damals 7 Jahre alten Könige Ludwig XV. dedicirt. Jetzt erschien auch in Frankreich, so wie bis dahin in Holland, in rascher Folge eine Auflage des Telemach nach der andern, und es wurde dem Buche eine Verbreitung zu Theil, wie sie bis dahin wohl kaum bei irgend einem Werke dieser Art vorgekommen war. Die Abenteuer des Telemach sind überhaupt wohl nach der Bibel und der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis dasjenige Buch, welches die meisten Auflagen erlebt hat. Der Geschichtsschreiber de Saint-Remi, welcher die im Jahre 1701 bei Moetjens im Haag erschienene Ausgabe besorgte, theilt mit, daß man, um dem Bedürfnisse zu genügen, genöthigt gewesen sei, in einem Jahre nicht weniger als zwanzig verschiedene Editionen zu veranstalten. „Les éditions du Télémaque,“ heißt es in der Westein'schen Prachtausgabe von 1734, „ont beau se multiplier; il arrive toujours qu'elles sont bientôt épuisées.“ Der Télémaque wurde sehr bald in alle europäischen Sprachen und sogar in's Lateinische, Griechische und Armenische übersetzt; ebenso übertrug man ihn in lateinische und französische Verse, und selbst in den letzten Decennien sind noch zwei englische metrische

Uebersetzungen, die eine von Simcox und die andere von Roß, erschienen. Von den lateinischen metrischen Uebertragungen wurde eine, deren Verfasser sich nicht genannt hat, im Jahre 1743 in Berlin unter dem Titel „Fata Telemachi“ gedruckt; eine zweite, von Jos. Cl. Destouches verfaßte, erschien 1764 in Augsburg. In Frankreich wurde u. a. eine Uebersetzung der fünf ersten Bücher in lateinischen Versen 1729 vom Professor Hertaud in Caen edirt, und zu Anfang dieses Jahrhunderts gaben die Eleven des Père Alexandre-Viel eine andere, von diesem verfaßte, metrische Uebersetzung heraus.

Die ersten Ausgaben des Telemach hatten gar keine Eintheilung. Später theilte man das Werk in zehn und in sechszehn Bücher. Die Eintheilung in achtzehn und in vier und zwanzig Bücher kommt nur in den nach Fénelon's Tode veranstalteten Ausgaben vor. Die oben schon erwähnte, von Fénelon's Großneffen angeblich dem Original-Manuscripte conform hergestellte Ausgabe ist gleichfalls in 24 Bücher eingetheilt, trotzdem das Manuscript gar keine Eintheilung aufweis't. In dieser Edition erschien auch zum ersten Male eine Anzahl von Stücken, die der Verfasser zu seiner Arbeit später hinzugefügt hatte; der Herausgeber hat aber daneben auch manche Ausdrücke und Wendungen, die nicht seinen Beifall hatten, corrigirt. Es sollen daher nur die Ausgaben in der Bibliothek zu Versailles den Text so enthalten, wie ihn das Original-Manuscript und die von Fénelon durchgesehenen Copien geben. Der Text des Télémaque, wie er jetzt gewöhnlich gedruckt wird, ist zuerst durch den Abbé Caron (1776 —1851) nach genauer Vergleichung der verschiedenen Manuscripte und Editionen festgestellt worden, und so hat ihn denn auch Lefèvre in seine ausgezeichnete Ausgabe (neu bei Firmin Didot gedruckt) aufgenommen. Lefèvre hat die Eintheilung in 18 Bücher adoptirt, während der Großneffe Fénelon's in seiner Ausgabe von 1717 behauptet, daß Fénelon die Division in 24 Bücher der der Ilias und Odyssee entsprechend gewählt habe. — Die erste Ausgabe, welche eine möglichst vollständige Angabe der angeblich im Telemach enthaltenen Allusionen auf Ludwig und seine Regierung enthält, ist die 1719 bei Westein (chez les Westeins) in Amsterdam erschienene, auf deren Titel die Bemerkung steht: Avec des remarques pour l'intelligence de ce poème allégorique. Die Erklärung der Anspielungen wird von einigen Bibliographen dem Geschichtsschreiber Limiers, von andern dem protestantischen Controversisten Dubourdieu zugeschrieben. Jedenfalls ist es interessant, eine Anzahl dieser Applicationen sich einmal genauer anzusehn. Natürlich spielen Ludwig der Vierzehnte und Louvois darin die Hauptrollen. Da Ludwig viele menschliche Schwächen und eine große Anzahl von Eigenschaften hatte, die ein Monarch nicht haben sollte, so bieten sich im Telemach sehr viele Stellen dar, die in Beziehung zu ihm können gebracht

werden. Bald ist es der Charakter des Idomeneus, bald der des
oder des Sesostris, bald sind es die von den Hauptpersonen (
von Mentor) vertretenen Grundsätze der Moral und Politik,
Folie zu diesen vermeintlichen Allusionen und Allegorien darbiet
der Behauptung des Annotators hätte Fénelon die Charaktere absi
mischt und namentlich den Charakter Ludwigs nicht durchgehend
Persönlichkeit im Telemach parallel hingestellt, um die Anspiel
Augen des Hofs zu verdecken. Die Quintessenz der Sätze, für
Erklärer Belegstellen im Telemach findet, ist ungefähr folgende:

Ludwig liebte den Krieg, der die Völker zu Grunde richtet [1];
ihn nur des Ruhmes wegen [2], um den Beinamen des Große
dienen [3], nicht aber, um das Glück seines Volks zu sichern [4];
er selbst feig und vermied stets die Gefahr in den Kämpfen [5].

---

[1]) Da Fénelon den Krieg von Grund seiner Seele verabscheut, so
im Telemach eine Menge von Stellen, die gegen den Krieg gerichtet
La guerre est le plus grand des maux dont les dieux affligent l
Livre IX. — La guerre épuise un Etat, et le met toujours en danger
On se détruit en détruisant ses ennémis; on dépeuple son pays; o
commerce; .... on affaiblit les meilleures lois, et laisse corrompre les
L. XI. — Lorsque tout est en feu par la guerre, les lois, l'agricultur
languissent: les meilleurs princes mêmes, pendant qu' ils ont une guerr
sont contraints etc. L. V. — Les hommes sont tous fères, et ils s'entr
les bêtes farouches sont moins cruelles qu' eux; .... il faut que tout
tout nage dans le sang, que tout soit dévoré par les flammes, que ce
au fer et au feu ne puisse échapper à la faim etc. L. XIII. u. a. v

[2]) Nach dieser Schilderung der Uebel des Krieges fährt Télémaque
gloire monstrueuse! Peut-on abhorrer et trop mépriser des hommes q
ment oublié l'humanité? .... Mais les conseils flatteurs, les fausses idée
etc. — Quand les hommes veulent de la gloire, que ne la cherch
l'application à faire du bien? O! qu'ils s'entendent mal en gloire,
une solide en ravageant la terre, et en répandant le sang humain!
Quiconque préfère sa propre gloire aux sentiments de l'humanité est
d'orgueil, et non pas un homme: il ne parviendra jamais qu' à une f
.... il a d'autant moins mérité la gloire qu' il l'a désirée avec
injuste. L. IX. Man beachte die öftere Wiederholung des Wortes glo

[3]) La plupart des hommes, éblouis par les choses éclatantes, co
toires et les conquêtes, les préfèrent à ce qui est simple, tranquil
comme la paix et la bonne police des peuples. L. V.

[4]) Le sang d'un peuple ne doit être versé que pour sauver ce
les besoins extrêmes. Les guerres doivent être justes: ce n' est pas a
qu' elles soient nécessaires pour le bien public. L. XIII.

[5]) Un prince se déshonore encore plus en évitant les dangers dans
qu' en n' allant jamais à la guerre. L. X. Als im Jahre 1676 bei de
von Bouchain eine Schlacht mit dem Prinzen von Oranien fast unver
suchte der Marschall von Schomberg, der den König im Kriegsrath blaß

er nur Frieden, um desto energischer den Krieg wieder anfangen zu können[6]; er verletzte daher die Verträge[7], suchte durch Gewalt und List zu erlangen, was er sonst nicht erreichen konnte[8], war wenig gewissenhaft im Halten der Eide[9] und unterhielt stets ein Heer von Spionen an allen Höfen und in allen Armeen[10]. Daneben war er im höchsten Grade despotisch und selbstsüchtig, indem er glaubte, daß alle Menschen nur dazu da wären, zu seiner Größe und zu seinem Vergnügen beizutragen[11]. Er liebte die Schmeichelei und war empfindlich gegen Alles, was auch nur aussah wie ein Tadel.[12] Er war eitel,[13] prachtliebend,[14] verschwenderisch und

---

auf geschickte Weise die Generäle von dem Plane, eine Schlacht zu liefern, abzulenken. — Selbst die Prinzen spotteten über des Königs Feigheit, der ruhig bei Madame de Maintenon blieb, während seine Generäle gegen die von allen Seiten eindringenden Feinde die Grenzen vertheidigten.

6) Il (Idoménée) a violé toutes ses promesses à l'égard de ses plus proches voisins. La paix avec lui ne serait point une paix; elle lui servirait seulement à dissiper notre ligue. qui est notre unique ressource. L. IX.

7) Ces barbares croient qu' ils ne peuvent plus se fier ni à nos promesses ni à nos serments.

8) C'est Adraste, roi des Dauniens, de qui nous avons tout à craindre. Il méprise les dieux, et croit que tous les hommes qui sont sur la terre ne sont nés que pour servir à sa gloire par leur servitude. L. IX.

9) Ne gardera-t-on les paroles donneés, ... ne sera-t-on fidèle et religieux pour les serments, que quand on n'aura rien à gagner en violant sa foi? — Ne saura-t-on pas que vous comptez les dieux pour rien, quand vous espérez tirer du parjure quelque avantage? L. XV. Bei dieser Gelegenheit weis't der Ausleger der Allegorien noch auf die Aufhebung des Edicts von Nantes als Beispiel hin und bemerkt, daß Ludwig nach dem Grundsatze der Jesuiten der damaligen Zeit geglaubt habe, daß man wegen eines großen Interesses die Regeln der Billigkeit verletzen dürfe, daß man z. B. im Interesse der Religion den Ketzern nicht Wort zu halten brauche.

10) Cet homme avait reçu de grandes sommes d'Adraste pour lui mander tous les desseins des Alliés. L. XIII.

11) Faut-il s'étonner s'ils (les princes faibles) ne sont point aimés, puisqu' ils ne sont point aimables, et qu' ils n' aiment rien, que leur grandeur et leur plaisir? L. XI.

12) .... ils (les meilleurs rois) faisaient souvent, par la surprise des flatteurs, les maux qu' ils ne voulaient pas. L. V. .... ayez pitié d'un roi que la flatterie avait empoisonné. L. X. .... mais quel philosophe pourrait se défendre de la flatterie, s' il avait été en sa (Idoménée ist gemeint) place? ibid.

13) .... il fit atteler à un char les plus superbes d'entre les rois qu' il avait vaincus. L. XIV. Hier bekommt Sesostris, der gemeint ist, auch noch einen Seitenhieb wegen seiner Eroberungszüge. — Es soll an dieser Stelle Fénelon die lächerliche Eitelkeit Ludwigs tadeln wollen, der es zugab, daß man am Fuße seiner Statue, die 1685 auf dem Place des Victoires in Paris errichtet wurde, vier der Hauptnationen Europa's gefesselt darstellte.

14) Il (Mentor) ne permit aussi que pour les temples les grands ornements d'architecture etc. L. X. (Soll gegen die Pracht des Schlosses zu Versailles gerichtet sein).

hatte Geschmack an kostspieligen Bauten, die er selbst während des Kriegs fortsetzte.[15]) Er drückte daher das Volk mit Steuern und Auflagen jeder Art, denn er hatte wie alle Minister seit Richelieu den Grundsatz, daß der König um so mächtiger sei, je schwächer und elender seine Unterthanen wären.[16]) Endlich hatte Ludwig viele Maitressen, auf welche verschiedene Anspielungen im Telemach vorkommen sollen. Mit der Eucharis soll Mazarin's Nichte, die Marie Mancini, die sich später mit dem Connetable Calonne verheirathete, gemeint sein; mit der Astarbe die Montespan, mit der Antiope die La Vallière ꝛc. Nach einer anderen Auslegung wäre Kalypso die Montespan, Eucharis die Herzogin von Fontanges und Antiope die Herzogin von Burgund. — Der Charakter des Protesilas soll den des Louvois darstellen. Louvois, den Ludwig zu seinem Vertrauten machte, der an seinen Vergnügungen Theil nahm und seinen Leidenschaften schmeichelte,[17]) hatte sich bald dem Könige so unentbehrlich und im Reiche so gefürchtet gemacht, daß der Monarch nur mit seinen (Louvois) Augen sah,[18]) und daß Niemand ohne seine Erlaubniß Zutritt zum Könige erlangte.[19]) Dabei verstand er es geschickt, bei seinem Herrn gegen alle Personen Verdacht zu erwecken, deren Einfluß er fürchtete.[20]) Als er z. B. bemerkte, daß Ludwig sich gern mit Turenne (Philocles im Telemach) unterhielt und diesem sein Vertrauen schenkte,[21]) da suchte Louvois denselben vom Hofe zu entfernen[22]) und veranlaßte den Feldzug

---

15) .... ils (les rois) parurent étonnés qu'en si peu de temps on eût pu faire tant de bâtiments magnifiques, et que l'embarras d'une si grande guerre etc. L. X. zu Anfang.

16) .... il n'y a que la faiblesse et la misère qui les (les peuples) rendent souples, et qui les empêchent de résister à l'autorité. L. XI. — Mais quelle détestable maxime, que de ne croire trouver sa sûreté que dans l'oppression de ses peuples. L. X. — J'ai cru que le reste des hommes était, à l'égard des rois, ce que les chevaux et les autres bêtes de charge sont à l'égard des hommes, c'est-à-dire des animaux dont on ne fait cas qu' autant qu' ils rendent de services, et qu' ils donnent de commodités. L. XIV.

17) .... il (Protésilas) entra dans mes plaisirs; il flatta mes passions.

18) .. il faisait trembler tout le monde par mon autorité; ... en le maintenant dans sa place, je mis tous les gens de bien hors d' état de me représenter mes véritables intérêts. L. XI.

19) ... on est environné de gens qui l'empêchent (la vérité) d'arriver jusqu' à celui qui commande. L. I.

20) D'abord il (Protésilas) n' oublia rien pour jeter indirectement quelque défiance dans mon esprit. L. XI.

21) Il me rendit suspect un autre jeune homme que j'aimais aussi, et qui se nommait Philoclès. L. XI.

22) J'avoue qu' il a du courage et du génie pour la guerre; il vous servira mieux qu' un autre ....

von 1675[23]). In diesem Feldzuge ließ er es ihm aber an dem Nöthigen fehlen, was er sehr häufig bei den von ihm im Kriege verwendeten Generälen that und doch hernach die Schuld des Mißlingens diesen zuschob.[24]) Der König war später des Louvois überdrüssig, hatte aber nicht die Kraft, sich von ihm loszumachen[25]) ꝛc. — Unter Télémaque, dessen Charakterschilderung gleich zu Anfang des ersten Buchs und an vielen anderen Stellen verkommt,[26]) soll der Herzog von Burgund zu verstehen sein. Baleazer ist Karl II. von England, der sich nach der Schlacht bei Worcester nach Frankreich flüchtete,[27]) und den der General Monk (Narbal) auf den Thron Englands zurückführte;[28]) Idomeneus repräsentirt Jacob II., der den Thron verlor, weil er die absolute Macht, wie sie Ludwig in Frankreich ausübte, in England einführen wollte. Wenn von Pygmalion erzählt wird, daß derselbe dreißig mit einander verbundene Zimmer gehabt habe, so daß man nie wissen konnte, in welchem er schlief;[29]) oder wenn an einer anderen Stelle steht, daß Pygmalion gefürchtet habe, von der Astarbe vergiftet zu werden, so wird auf Cromwell hingewiesen, der ähnliche Befürchtungen, umgebracht zu werden, gehabt und ähnliche Vorsichtsmaßregeln ergriffen habe. — Von minder wichtigen Allusionen ist noch anzuführen, daß unter den Tyriern — die Holländer,[30]) unter Tyrus — Amsterdam, unter dem im fünften Buche genannten Aristodemus — der Herzog von Navailles verstanden sein soll, der ein Feind aller

23) Protésilas lui écrivit que je désirais (so erzählt Idoménée von Philoclès) qu' il fit une descente dans l'île de Carpathie....

24) ... mais il fit en sorte que plusieurs choses nécessaires manquèrent à Philoclès dans cette entreprise, et il l'assujettit à certains ordres qui causèrent divers contre-temps dans l'exécution.

25) J'avais horreur de Protésilas; et je lui laissais toute l'autorité. L. XI.

26) Calypso, étonnée et attendrie de voir dans une si vive jeunesse tant de sagesse et d'éloquence etc. L. I.

27) Il (Baléazar) n' avait pas osé retourner dans le royaume de son père, soupçonnant qu' on avait voulu le faire périr, et craignant autant la cruelle jalousie de Pygmalion (Cromwell) que les artifices d'Astarbé. Il demeura longtemps errant et travesti sur les bords de la mer.... Narbal ne jugea point à propos, pendant la vie de Pygmalion, de faire venir Baléazar.

28) Narbal assembla, les chefs du peuple, les vieillards qui formaient le conseil ..... ils saluèrent Baléazar comme leur roi. L. VII.

29) Trente chambres qui communiquent les unes aux autres, et dont chacune a une porte de fer avec six gros verrous, sont le lieu où il (Pygmalion) se renferme; on ne sait jamais dans laquelle de ces chambres il couche, et on assure qu' il ne couche jamais deux nuits de suite dans la même, de peur d'y être égorgé. L. III.

30) Les Tyriens sont industrieux, propres, sobres et ménagers; ... jamais peuple n' a été plus constant, plus sincère, plus fidèle, plus sûr, plus commode à tous les étrangers. L. III.

Schmeichelei war und sich namentlich mit großer Entschiedenheit gegen die Liebschaften des Königs erklärte, weshalb er denn auch mit seiner Gemahlin den Hof verlassen mußte. Man bezeichnete ihn mit Unrecht als den Verfasser des Briefs, den der Marquis de Vardes und der Graf de Guiche in die Hände der Königin spielten, und in dem sie ihr das Verhältniß Ludwigs zu der La Vallière entdeckten.[31]) — Die Coalition gegen Idomeneus soll die Ligue von Augsburg (9. Juli 1686) sein. — Vous êtes engagé à rétablir dans la puissance royale (L. X.) soll die Bestrebungen Ludwigs, Jakob II. wieder auf den Thron Englands zu bringen, andeuten. — Außerdem werden eine ganze Anzahl von Stellen aus dem Telemach angeführt, die genau mit Aeußerungen Ludwigs, oder von Personen am Hofe, übereinstimmen.

Lassen sich nun auch viele der genannten Beziehungen in ungezwungener Weise aus dem Texte des Telemach herleiten, so sind dagegen andere so zu sagen an den Haaren herbeigezogen. Namentlich ist das Verfahren des Auslegers, gewisse Anspielungen par contre-vérité, d. h. im Gegensinne oder ironisch, zu erklären, gerade zu lächerlich. Dabei läßt der Commentator überall einen entschiedenen Haß gegen Ludwig XIV. und Louvois und an einzelnen Stellen sogar eine gewisse Abneigung gegen die Engländer durchblicken.

Hat nun Fénelon wirklich eine Satire der Regierungs-Maximen Ludwigs des Vierzehnten und der Ereignisse und Zustände unter seiner Herrschaft in seinem Telemach geben wollen? — Daß man dies zu der Zeit, wo der Telemach erschien, und wo es bekannt wurde, daß Fénelon der Verfasser desselben war, glaubte, war zu natürlich, da der Verfasser der Maximes des Saints bei Ludwig in Ungnade gefallen und durch die Verleihung des Erzbisthums Cambrai vom Hofe entfernt war, so daß man wohl zu der Annahme berechtigt war, Fénelon habe sich durch eine solche Satire an seinem königlichen Herrn und am Hofe rächen wollen. Nun ist es aber wohl kaum zweifelhaft, daß Fénelon den Telemach weit früher geschrieben hat; denn einmal sagt er selbst, daß er ihn in einer Zeit verfaßt habe, wo er von den Beweisen des Vertrauens und der Güte, mit denen ihn der König überschüttet habe, entzückt gewesen sei, und dann sagt uns Bossuet, daß Fénelon ihm den ersten Theil des Manuscripts vom Telemach mitgetheilt habe, was nach einem späteren Datum als 1695 sicher nicht geschehen sein konnte, indem wegen ihrer Controversen in religiösen Dingen von da ab eine Erkaltung in dem Verhältnisse dieser beiden großen Kirchen-

[31]) Je lus cette lettre; et elle me parut de la main de Philoclès. Mais on avait parfaitement imité son écriture; et c'était Protésilas qui l' avait faite avec Timocrate. L. XI.

fürsten zu einander eintrat, die einen intimeren Verkehr und so vertrauliche Mittheilungen unmöglich machte. Außerdem nahmen in den Jahren 1697 und 98 Fénelon's Streitigkeiten mit Bossuet seine ganze Zeit in Anspruch; sie zwangen ihn zu sehr ausgedehnten Studien, zu einer lebhaften Correspondenz mit verschiedenen Personen, und überdies war er genöthigt, eine große Anzahl von Schriften zu seiner Vertheidigung zu verfassen. Rechnet man dazu noch die Arbeiten, die seine Berufspflichten ihm auferlegten, und die deshalb nicht gering waren, weil Fénelon sie sehr ernst nahm, so wird man leicht einsehn, daß ihm weder die nöthige Muße, noch die erforderliche Ruhe übrig blieb, welche die Composition eines solchen Werks, wie es der Telemach ist, nothwendig erheischte. Darf man aber auch mit Sicherheit annehmen, daß der Telemach nicht in der Zeit geschrieben ist, wo Fénelon bereits in Ungnade beim Hofe gefallen war, so ist damit noch keineswegs der Vermuthung aller Boden entzogen, daß dieses merkwürdige Buch wirklich Anspielungen auf die Regierung des großen Königs enthält. Es scheint vielmehr ein Umstand, der einer genaueren Darstellung bedarf, ganz unbestreitbar dafür zu sprechen. Es existirt nämlich ein Brief Fénelon's, den derselbe wahrscheinlich 1693 oder 94 an den König richtete,[32]) und in dem er diesen und seine Regierungsgrundsätze in den herbsten Ausdrücken angreift und dem großen Könige ein düsteres Gemälde seiner Regierung vor Augen stellt. „Sie sind, Sire," sagt er, „mit einem gerechten und edlen Herzen geboren, aber diejenigen, welche Sie erzogen haben, haben Ihnen als Regierungskunst nur Mißtrauen, Eifersucht, Furcht vor jedem hervorragenden Verdienste, Hochmuth und Selbstsucht gegeben." Dann wirft er ihm den Umsturz der früheren Regierungsmaximen vor. Er sagt, der König denke nur an sich und sein Vergnügen; Frankreich sei verarmt, und zwar nicht nur durch den Krieg, sondern auch dadurch, daß man am Hofe einen unerhörten Luxus eingeführt habe und sich einer unsinnigen Verschwendung hingebe; die Minister hätten nach außen wie im Inneren alles niedergetreten, so daß der Name Frankreichs und des Königs allen benachbarten Völkern verhaßt geworden und man alle die alten Verbündeten verloren habe, die man zu Sclaven machen wolle. „Der Krieg gegen Holland," fährt er fort, „war ein ungerechter Krieg, und deshalb sind alle in Folge dieses Kriegs gemachten Erwerbungen gleichfalls ungerecht. Ebenso ist es mit den seit dem Frieden von Nymwegen vorgenommenen Reunionen, — es sind

[32]) D'Alembert hat diesen Brief zuerst in seiner akademischen Lobrede auf Fénelon mitgetheilt, und obgleich seine Aechtheit lange bezweifelt wurde, so hat doch die Auffindung der Handschrift diesen Zweifel beseitigt. Ganz anders würde die Sache sich allerdings gestalten, wenn der Brief, wie Demogeot glaubt, im Jahre 1704 geschrieben wäre.

Werke der Usurpation und der Gewalt. Und unterdessen stirbt das Volk vor Hunger; die Bebauung des Landes unterbleibt, der Handel liegt darnieder. Ganz Frankreich ist nur noch ein großes Hospital; das Volk, das Sie so sehr liebte, fängt an, diese Liebe, das Vertrauen und sogar die Achtung zu verlieren. Die Volksaufstände, die so lange unbekannt waren(?), werden häufig ..... Sie schmeicheln sich mit Ihren täglichen Erfolgen, aber Sie überblicken nicht das große Ganze, das unmerklich immer mehr in Verfall geräth. Gott hält den Arm gegen Sie aufgehoben; aber er ist langsam, zu treffen, weil er Mitleid mit einem Fürsten hat, der sein ganzes Leben hindurch von Schmeichlern belagert worden ist, und weil überdies Ihre Feinde auch die seinigen sind (Fénelon meint die Protestanten). Aber er wird seine gerechte Sache von der Ihrigen, die es nicht ist, zu trennen wissen; er wird Sie demüthigen, um Sie zu bekehren; denn Sie werden nur dann ein wahrer Christ sein, wenn Sie demüthig sind. Sie lieben Gott nicht, Sie fürchten ihn nur mit einer sclavischen Furcht; es ist die Hölle, und nicht Gott, die sie fürchten. Ihre Religion besteht nur in Aberglauben, in oberflächlichen Andachtsübungen; Sie beziehen Alles auf sich selbst, als wenn Sie der Gott der Erde wären." Sodann beklagt er die Schwäche des Staatsraths, der den König nicht von diesen Irrwegen zu entfernen verstehe, und die Furchtsamkeit der Madame de Maintenon und des Herzogs von Beauvilliers, die sich dadurch selbst entehrten, daß sie nicht offen zu sprechen wagten. „Was diese Ihnen sagen sollten," -heißt es weiter, „ist, daß Sie um Frieden bitten und durch diese Demüthigung den ganzen bisher erlangten Ruhm, aus dem Sie Ihren Abgott gemacht haben, sühnen müssen. Sie müssen auf's Schleunigste, um den Staat zu retten, Ihren Feinden Eroberungen zurück geben, die Sie ohne Ungerechtigkeit nicht behalten können." — Ist nun auch dieser Brief, wie wohl anzunehmen, nicht wirklich in die Hände des Königs gelangt, sondern nur der Frau von Maintenon und dem Herzog von Beauvilliers, — für die er besonders mag berechnet gewesen sein, da sie den größten Einfluß auf den König hatten, — bekannt geworden, so ist doch nicht zu bestreiten, daß er das Urtheil Fénelon's über den König und dessen Regierung in der Weise enthält, wie er es auch bei anderen Gelegenheiten kund gegeben hat. Daß aber die in diesem Briefe enthaltenen Ansichten über die Moral und die Politik Ludwigs mit einer großen Anzahl der oben als Allusionen bezeichneten Stellen im Telemach übereinstimmen, bedarf wohl keines besonderen Nachweises. Der König hatte schon lange vor der Zeit, wo der Télémaque erschien, Mißtrauen gegen Fénelon's politische Ansichten gehegt, und er hatte aus einer Unterredung, die er mit ihm im Jahr 1695 gehabt hatte, erkannt, daß er sich leider nicht getäuscht hatte. „Je viens d'entretenir," sagte er bei dieser Gelegenheit,

„le plus bel esprit et le plus chimérique de mon royaume.“ Aber die Ideen des Verfassers des Telemach waren nicht so chimärisch, als der König es glaubte; sie wurden im Laufe des nächsten Jahrhunderts von der Wirklichkeit weit überholt. — Was den König, der, stets von Schmeichlern umgeben, keinen Widerspruch ertragen konnte, besonders verstimmte, war die nicht zu leugnende Thatsache, daß im Schoße des Hofes selbst, von Seiten einzelner ihm anscheinend am Meisten ergebenen Personen sich eine organisirte Opposition gegen seine Politik und seine Regierungsweise ausbildete. Nicht nur Fénelon, sondern auch Vauban gehörte zu dieser allergehorsamsten Oppositionspartei. Vauban, der geniale Erfinder einer neuen Befestigungskunst, der drei und dreißig neue Festungen angelegt und dreihundert alte umgebaut, der drei und fünfzig Belagerungen geleitet und in hundert und fünfzig Schlachten gefochten, hatte den beklagenswerthen Zustand des Volks und das unsägliche Elend, das der Krieg über dasselbe gebracht hatte, durch Autopsie kennen gelernt und drang daher in seinem 1707 erschienenen Projet d'une dîme royale auf eine gleichmäßigere und gerechtere Vertheilung der Steuern, wie es schon 1697 Boisguillebert, ein Gerichtsbeamter in Rouen, gethan hatte. Aber auch Vauban, der stets treu erfundene Diener seines königlichen Herrn, fiel bei diesem in Ungnade und hatte den Schmerz, sein im redlichsten Streben geschriebenes Buch mit Beschag belegt zu sehn, — eine Unbilde, die er nur wenige Wochen überlebte. Das in dem Dialogue des Morts, in dem oben annalysirten anonymen Briefe und im Télémaque enthaltene Programm einer neuen politischen Schule, das Vauban und andere bedeutende Persönlichkeiten am Hofe adoptirten, fand dann noch seine Vervollständigung in Briefen an den Herzog von Burgund und in Denkschriften, die für diesen bestimmt waren. — Doch kehren wir zu dem Eindruck zurück, den der Telemach auf den König und das lesende Publikum machte. —

Wenn das oben dem Inhalte nach angegebene und gewöhnlich als lettre anonyme bezeichnete Schriftstück wirklich 1693 oder 94, also während des dritten Raubkriegs, verfaßt ist und nicht 1704, wie Demogeot glaubt, so fällt es in eine Zeit, in der die Dinge verhältnißmäßig noch sehr günstig für Frankreich standen. Als aber der Spanische Erbfolgekrieg eine so unglückliche Wendung für Frankreich nahm; als die französischen Heere auf allen Punkten geschlagen, ganze Länderstrecken mit Blut überschwemmt und verwüstet waren; als der Staatsschatz erschöpft, kein Geld zur Unterhaltung der Truppen und zur Besoldung der Beamten vorhanden, das Volk verarmt, vom Hunger verzehrt und zum großen Theil an den Bettelstab gerathen war, so daß es sich nach dem Frieden um jeden Preis sehnte, da machten die Grundsätze der Milde, der Mäßigung und der Sparsamkeit, welche Mentor so oft dem Telemach anempfiehlt, um so tieferen Eindruck, und

man wurde durch alle jene traurigen Folgen des Kriegs täglich auf die Wahrheit des in so verschiedenen Variationen im Telemach vorkommenden Satzes: „La guerre est le plus grand des maux dont les dieux affligent les hommes“ hingewiesen. Es lag zu nahe, Sätze wie die nachstehenden zu der augenblicklichen Lage Frankreichs in Beziehung zu bringen: „Die Uebel des Kriegs,“ sagt Mentor zu Philocles, „sind weit schrecklicher, als Du denkst. Der Krieg erschöpft einen Staat und bringt ihn in Gefahr, unterzugehn, selbst wenn man die glänzendsten Siege davonträgt. Man vernichtet sich selbst, indem man seine Feinde vernichtet; man entvölkert sein Land, läßt die Aecker fast unbebaut, stört den Handel, und, was noch schlimmer ist, man schwächt die besten Gesetze und läßt die Sitten verderben. Die Jugend widmet sich nicht mehr den Wissenschaften; die Nothwendigkeit erheischt, daß man die Zügellosigkeit der Truppen duldet; die Gerechtigkeit, die Religion, — Alles leidet in dieser Unordnung .... Ein König, der so viel Blut vergießen läßt und so vielen Jammer herbeiführt, um ein wenig Ruhm zu erwerben, oder um die Grenzen seines Reichs zu erweitern, ist des Ruhmes unwürdig, den er sucht, und verdient, das, was er besitzt, zu verlieren, weil er das, was ihm nicht gehört, hat an sich reißen wollen.“ Das waren Grundsätze, die der Telemach aufstellte, und die denen Ludwigs diametral entgegen standen. Mußte da der König nicht nothwendig glauben, daß solche Declamationen direct gegen ihn und seine Regierung gerichtet wären? Unter solchen Umständen war es denn auch natürlich, daß Ludwig dem Herzoge von Burgund jeden mündlichen und schriftlichen Verkehr mit seinem früheren Erzieher verbot. Dies ging so weit, daß der Herzog, als er im Jahre 1702 die Armee in Flandern commandirte, seinen ihm so theuren Lehrer nur unter der Bedingung sehen durfte, daß dies vor Zeugen geschähe. Trotzdem übte aber Fénelon fortwährend einen bedeutenden Einfluß auf die Politik aus, da er stets mit den Herzögen von Beauvilliers und von Chevreuse, die des Königs Vertrauen besaßen, im Briefwechsel stand und von diesen in allen wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt wurde.

Im Jahre 1710 verfaßte er seine berühmte, für diese beiden Herzöge bestimmte Denkschrift über den beklagenswerthen Zustand Frankreichs, die in den düstersten Farben den Abgrund zeigt, in den dieses Land gerathen war. Diesem Mémoire folgte dann der Brief an den Herzog von Chevreuse, in dem Fénelon vorschlägt, zur Rettung des Staats den Krieg, der bisher nur eine Sache des Königs gewesen war, zu einem Volkskriege zu machen und die ganze Nation für die Verwaltung des Reichs dadurch zu interessiren, daß eine Versammlung der Notabeln aus den verschiedenen Ständen und Provinzen berufen werde, mit der man dann die zu ergreifenden Maßregeln berathen und an deren Beschlüsse man sich binden müsse. Für das beste

Mittel, die Volkskraft dem Staate dienstbar zu machen, hält er die Einberufung der alten Generalstände; er fürchtet aber, daß ein solches Vorgehen die Gemüther zu sehr aufregen und daß dem Staate durch den plötzlichen Uebergang von der bisherigen großen Abhängigkeit seiner Bürger zur Freiheit eine große Gefahr bereitet würde. Er sah also schon damals das voraus, was gegen das Ende des Jahrhunderts in Frankreich wirklich eintrat. Nach dem Tode des Dauphin, im Jahr 1711, in Folge dessen der Herzog von Burgund unmittelbarer Thronerbe wurde, beeilte sich Fénelon, dem künftigen Könige eine kleine Schrift, betitelt Directions pour la conscience d'un roi, zu übersenden, die, tief und edel geschrieben, die trefflichsten Rathschläge für einen Herrscher enthält. Bald nachher trat der frühere Lehrer des Herzogs, der von der ganzen Umgebung des Hofs schon als Minister des künftigen Königs bezeichnet wurde, mit mehreren Administrationsplänen und mit einem Verfassungsentwurf hervor, in dem er das Hauptgewicht auf die Einführung von Provinzialständen in ganz Frankreich legt, ein Institut, von dem er sich, beiläufig gesagt, mehr versprach, als es zu leisten im Stande war.

Wir haben diese Verhältnisse hier ausführlicher dargestellt, um zu zeigen, daß Fénelon's Thätigkeit und Wirksamkeit eine vorwiegend politische war, und daß schon diese so oft von ihm kund gegebene Richtung sehr wohl zu der Annahme berechtigte, er habe seinen politischen Ansichten in oppositioneller Weise dem Hofe gegenüber Geltung verschaffen wollen und habe, da ihm der directe Weg abgeschnitten war, zu der Waffe der Satire seine Zuflucht genommen. Dieser damals allgemein verbreiteten und auch jetzt noch von manchen Autoritäten vertretenen Ansicht steht aber Fénelon's gegentheilige Versicherung und sein feierlich gegebenes Manneswort entgegen, an dem wir bei seiner Wahrhaftigkeit und Offenheit keinen Grund haben zu zweifeln. — Doch hören wir ihn selbst. In einer Denkschrift, die er um 1710 oder 11 scheint geschrieben zu haben, räth er zuerst seinen wenigen Freunden am Hofe, sich die unnütze Mühe zu sparen, Versuche für seine Zurückberufung an den Hof zu machen, und sagt dann in Beziehung auf den Télémaque: „Dieses Buch ist eine Erzählung in Form eines Heldengedichts, wie es diejenigen des Homer und Virgil sind, und ich habe darin die hauptsächlichsten Handlungen in Scene gesetzt, die einem Prinzen, der zu regieren bestimmt ist, geziemen. Ich habe den Télémaque in einer Zeit geschrieben, wo ich von den Beweisen des Vertrauens und der Güte, mit denen mich der König überhäufte, entzückt war; und ich müßte nicht allein der undankbarste, sondern auch der unverständigste Mensch gewesen sein, wenn ich in demselben satirische und freche Portraits hätte geben wollen. Ich habe selbst vor dem Gedanken an eine solche Absicht Abscheu. Je mehr man mein Werk lesen wird, desto mehr

wird man sehn, daß ich Alles habe sagen wollen, ohne irgend eine bestimmte Person zu charakterisiren ..... Alle die besten Diener des Königs, die mich kennen, wissen, welches meine Prinzipien der Ehre und der Religion dem Könige, dem Staat und dem Vaterlande gegenüber sind. Sie kennen meine lebhafte und tiefgefühlte Dankbarkeit für die Wohlthaten, mit denen der König mich überschüttet hat; Andere mögen wohl fähiger sein als ich, aber Niemand hat aufrichtigeren Eifer." Solchen männlich entschiedenen und überzeugenden Versicherungen gegenüber muß natürlich jeder Zweifel verstummen; wir können nicht glauben, daß Fénelon im Telemach beabsichtigt habe, unter dem Gewande der Allegorie eine Kritik der Regierung Ludwigs des Vierzehnten zu geben. Da wir aber oben gesehen haben, daß der Télémaque eine große Menge von Reflexionen und Thatsachen enthält, die sich mit leichter Mühe gegen Ludwig kehren lassen, so bleibt nur noch die eine Erklärung dieser Erscheinung übrig, daß diese Allusionen unabsichtlich und gleichsam gegen seinen Willen aus der Feder Fénelon's geflossen sind. Da Fénelon ein aufmerksamer Beobachter der herrschenden Persönlichkeiten war, und da er in gewissenhafter Weise die Zustände seiner Zeit prüfte, so lag die Möglichkeit sehr nahe, daß er, wie es bei Schriftstellern häufig zu geschehen pflegt, einzelne Züge aus dem Gemälde, das er vor Augen hatte, unbewußt in sein Werk der Fiction aufnahm. Dazu sind ja die menschlichen Leidenschaften, die Fehler und die Schwächen der Herrscher, zu allen Zeiten dieselben gewesen, und das menschliche Elend in seinen verschiedenen Gestalten ist, so lange es Menschen giebt, immer in derselben Weise aufgetreten, so daß die Geschichte vergangener Jahrhunderte sehr leicht als eine Satire der Gegenwart erscheint.

Die politischen Ideen Fénelon's und Ludwig des Vierzehnten waren zu verschieden, als daß ein Ausgleich zwischen denselben hätte stattfinden können. Daher kam es denn auch, daß Monseigneur de Cambrai, dessen Namen Niemand vor dem Könige auszusprechen wagte, am Hofe stets verhaßt blieb. Desto mehr Verehrung und Liebe genoß dagegen der edle Mann beim Volke, in den Hütten der Armen und Nothleidenden und im Auslande. Sein Télémaque hatte einen solchen Eindruck gemacht, daß der Erzbischof von Cambrai der Gegenstand der Verehrung und Bewunderung der feindlichen Armeen wurde. Inmitten der Wuth des Krieges schonte man seine Besitzungen, seine Magazine und seinen Palast. Die feindlichen Generäle legten Wachen in alle Flecken und Dörfer, wo Fénelon Etwas besaß, und die Besitzungen des Erzbischofs wurden Zufluchtsstätten für alle Einwohner der Umgegend. Der Herzog von Marlborough ging noch weiter. Seine Armee stand vor den Wällen von Cambrai und trennte die französische Armee von der kleinen Stadt Cateau-Cambresis, der Hauptbesitzung der

Erzbischöfe von Cambrai. Cateau=Cambrésis war mit den Getreidevorräthen des umliegenden Landes, dessen Bewohner dieselben auf diese Weise gleichsam unter den Schutz Fénelon's gestellt hatten, angefüllt. Marlborough schickte nun eine Abtheilung Soldaten dahin, um sie zu beschützen; aber als er sah, daß der Mangel an Lebensmitteln, der sich in seiner Armee fühlbar machte, es ihm nicht immer möglich machen würde, seine Soldaten zu zügeln, so ließ er Fénelon davon benachrichtigen. Jetzt lud man alles Getreide, das sich dort vorfand, auf Wagen, und Marlborough ließ es von seinen eignen Truppen in den Waffenplatz Cambrai escortiren, der damals das General=Quartier der französischen Armee war. Diese, der Tugend des edlen Erzbischofs von den erbittertsten Feinden Frankreichs erwiesene Huldigung diente dazu, Frankreich selbst zu retten. Fénelon überließ alle seine Vorräthe dem Kriegsminister und behielt für sich nur so viel, als für seinen Verbrauch und für den einer kleinen Zahl von Truppen nöthig war, die in seinem Palast untergebracht waren. Gleichzeitig erbot er sich in einem Briefe an den Herzog von Chevreuse, sein Silbergeschirr und alle seine Habseligkeiten hinzugeben, wenn es die Noth erfordern sollte. „Ich möchte," schrieb er, „mit meinem Silberzeug dem Vaterlande dienen und nicht meinen Hof damit machen." So rächte sich Fénelon, der, wie er sagte, „sein Vaterland mehr liebte als seine Familie und das menschliche Geschlecht mehr als sein Vaterland," für den Haß, den der Hof seit so langen Jahren gegen ihn gehegt hatte. — Die feindlichen Heerführer schrieben ihm, daß er ohne Gefahr und Furcht frei in seiner Diöcese herumreisen könne, und daß er nicht nöthig habe, sich französische Geleitstruppen zu verschaffen; sie bäten ihn, daß sie selbst ihm als Wache dienen dürften. Und sie hielten ihm Wort. — Die Verbindungen und Correspondenzen Fénelon's mit den Generälen der Alliirten erregten jedoch sehr bald den Verdacht des Hofes, und es gelang den Feinden des Erzbischofs, einen Geistlichen von hoher Geburt in seine Umgebung zu bringen, den er nur für seinen Vicar hielt, der aber in der That sein Spion war. Dieser Mensch hatte denn auch wirklich die Stirn, Fénelon vier Jahr lang in der niedrigsten Weise zu verleumden. Endlich, von Gewissensbissen gefoltert und tief bewegt durch die Tugenden dieses großen Mannes, warf er sich eines Tages ihm zu Füßen, indem er mit Thränen in den Augen zu ihm sagte: „Monseigneur, Sie haben mich bis jetzt als einen Ehrenmann angesehn, und ich bin doch der größte Verbrecher. Ich bin nur zu Ihnen gekommen, um Ihr Angeber zu sein; und da ich weder in Ihrer Aufführung, noch in Ihren Reden etwas Tadelnswerthes gefunden habe, so habe ich Sie in jeder Weise verleumdet, um nicht in den Augen der Elenden, die mich hierher geschickt haben, unnütz zu erscheinen. Ich bin Ihren Tugenden diese Genugthuung schuldig. Glauben

Sie nicht, daß ich um Gnade bitte; ich werde meine Schande
la Trappe verbergen und bis zu meinem Tode das Unrecht büß
gethan habe." Er hielt Wort und starb im Kloster la Trapp
haben diese Züge aus dem Leben des edlen Erzbischofs hier gena
weil sie in unmittelbarer Beziehung zu der Wirkung stehn, wel
lémaque hervorgebracht hatte.

Es konnte nicht fehlen, daß sich die Kritik sehr bald e
bemächtigte, das ein so ungeheures Aufsehen erregte. Die K
damaligen Zeit, die hauptsächlich durch die Parteileidenschaften sch
zu sein, scheiden sich in zwei ganz entgegengesetzte Gruppen. W
Gegner Fénelons das Werk in boshafter Weise herabsetzen und
erheben seine Bewunderer es bis in die Wolken. Wir werden s
daß auch hier, wie in der Regel, die Wahrheit in der Mitte lie
falls ist es sehr übertrieben, wenn die Verehrer Fénelon's jeden
Telemach ausgesprochenen Tadel für unbegründet halten. Einze
welche die Gegner schon damals als Fehler hinstellten, muß ein
und gerechte Kritik auch heute noch als Fehler anerkennen. —
gegnerische Kritik erschien anonym in Köln bei den Erben Pie
teau im Jahre 1700. Schon das Motto derselben Non sapio
das ein mit der Keule bewaffneter Satyr ausspricht, zeigt die Ri
selben hinreichend an. Der Verfasser ist Nicolas Gueudeville,
eines Arztes in Rouen, der zuerst Benedictiner war, dann in H
evangelischen Glauben übertrat, sich dort verheirathete und im
im Elend starb. Die Kritik erschien in verschiedenen Abtheilung
die einzelnen Bücher des Télémaque erschienen, und erlebte mehrer
Sie ist in Briefform geschrieben und enthält neben vielem
Schwulst einzelne ganz gute Bemerkungen, die Fénelon bei spätere
des Telemach scheint benutzt zu haben; denn er hat verschiede
die der Recensent getadelt hatte, darin verbessert. Die Bemerk
zum Theil an den Faden der Geschichte des Telemach angek
Theil bunt durch einander geworfen und voller Widersprüche.
er Fénelon, dann überschüttet er ihn mit den bittersten Sarcasm
macht er es mit Ludwig dem Vierzehnten und dessen Regierung.
lich wendet er sich mit Bitterkeit gegen Madame de Maintenon,
die Seele und die Triebfeder der Regierung hält. Er geht so
dieselbe eine Furie zu nennen. Die Kritik, die zum großen
Ausfluß des Neids zu sein scheint, ist von antimonarchischen
und destructiven Tendenzen angefüllt, während der Verfasser sich
Stellen den Schein giebt, als sei er ein Verehrer des monarchisch
und ein Bewunderer Ludwig des Vierzehnten. — Eine sehr gu

auf diese Kritik, die gleich in demselben Jahre unter dem Titel „Lettre de M. l'abbé de G . . . à un de ses amis sur la Critique générale des Avantures de Télémaque erschien, veranlaßte Gueudeville zu einer im zweiten Bande seiner Critique enthaltenen, halb und halb retractirenden Erklärung, die jedoch mit dem ganzen Tone seiner Schrift in grellem Widerspruche steht. „Je le répète une fois pour toutes, heißt es dort; j'ai une profonde vénération pour M. l'archevêque de Cambrai: ce digne homme est assurément un des premiers de nos jours. Je dis bien plus: c' est que je ne crois point que personne au monde admire plus que moi les beautés de son Télémaque. Pourquoi donc le critiquer? J'attaque simplement le ridicule d'une prose versifiée; et je ne donne aucune atteinte au mérite, aux belles idées, et à la solide morale de l'auteur." Er behauptet, daß er nur gegen den Leib (d. h. die Form) des Telemach, nicht aber gegen die Seele (d. h. die Ideen und die Tendenz) derselben seine Angriffe gerichtet habe. — Die zweite ausführliche Beurtheilung des Telemach erschien 1700 anonym unter dem Titel: La Télémacomanie, ou la censure et critique du roman intitulé: Les Avantures de Télémaque, fils d'Ulysse. A Eleuterople, chez Pierre Philalèthe und ist wahrscheinlich in Rouen gedruckt worden. Der Verfasser dieser Kritik, die mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit geschrieben und in pedantischer Weise mit einer großen Menge von Citaten aus der Heiligen Schrift, den Kirchenvätern und Profan-Schriftstellern gespickt ist, ist der Abbé Pierre Faydit († 1709), ein französischer Controversist und Kritiker, der über die ernstesten Gegenstände in grotesker und burlesker Weise zu schreiben pflegte und sich durch eine Abhandlung über die Dreieinigkeit mehrere kirchliche Strafen zuzog. In seiner Kritik des Telemach erklärt er sich zunächst dagegen, daß ein Kirchenfürst überhaupt Romane schreibe, die zu lesen keinem wahren Christen erlaubt sei, und die gefährlicher seien als selbst Bücher voller Ketzereien. Dann tadelt er es vor allen Dingen, daß Fénelon im Telemach so naturgetreue üppige Bilder von der Schönheit der Nymphen und Najaden, von ihrem Schmuck, ihren Tänzen, Gesängen, Spielen und Belustigungen und von den verführerischen Buhlkünsten giebt, durch die sie die Liebe der Männer zu gewinnen suchen. Er ist empört über die Beschreibung der Vergnügungen aller Art, die auf der Insel Cypern erlaubt sind, und der Orgien, welche die jungen Leute dort feiern dürfen; ebenso verletzt es ihn, daß die kleinen aegyptischen Bäuerinnen und die hübschen Schäferinnen Bätica's mit so lebhaften Farben und anscheinend mit besonderer Vorliebe von dem Verfasser des Telemach geschildert werden. Endlich wundert der Kritiker sich darüber, daß der Autor seinen Helden an so viele Höfe Asiens, Afrika's und Europa's schickt, nicht aber nach Judäa, wo er

doch am Meisten hätte sehen und lernen können. Seine Hauptarbeit besteht jedoch darin, daß er eine Anzahl von Anachronismen und Verstößen gegen die Geschichte und Fabel aufzählt, von denen wir einzelne, die allerdings wunderlich genug sind, später anführen werden. Wenn auch der Ton in der Télémacomanie im Ganzen anständiger gehalten ist als in der Critique Gueudeville's, so fehlt es doch nicht an einer ganzen Anzahl von verletzenden Ausfällen, bei denen dann die Ausdrücke fatuité, sottise, absurdité, pauvreté d'esprit, grand ignorant, impertinent, qui n' a pas une once de sens commun, Iroquois u. dgl. m. vorkommen. Trotzdem will er aber nicht auf dieselbe Stufe mit dem Verfasser der Kritik gestellt werden, was denn Recriminationen von Seiten Gueudeville's hervorrief. Um Beide abzufertigen, verfaßte ein gewisser Teroud, ein Refugié im Haag, das folgende Epigramm:

Gueudeville et Faydit, ces critiques fameux,
Qui contre Télémaque ont fait mainte satire,
Depuis n' aguere ont un débat entr' eux:
Votre stile plaisant, dit l'un, est ennuyeux;
Le vôtre, répond l'autre, est d'un pédant crasseux ....
Qui l'auroit jamais osé dire?
Ils ont trouvé moyen d'avoir raison tous deux.

So beißend, kalt und wegwerfend diese Kritiken sind, ebenso begeistert, warm und zustimmend sind die Beurtheilungen der Lobredner des Telemach. Der größte Bewunderer desselben ist der Engländer Ramsay (1686—1743), den Fénelon zum katholischen Glauben bekehrt hatte, und der auch eine Biographie seines Lehrers geschrieben hat. Ramsay hat in seiner Abhandlung, betitelt Discours de la poésie épique et de l'excellence du poème de Télémaque, die man gewöhnlich den älteren Ausgaben des Telemach beigegeben findet, einen Panegyrikus auf dieses poème en prose geliefert, wie man sich ihn nicht wärmer denken kann. Er sagt sogar an einer Stelle in Nachahmung eines vom Abbé Terrasson über Homer gethanen Ausspruchs: Le don le plus utile que les Muses aient fait aux hommes, c'est le Télémaque; car si le bonheur du genre humain pourrait naître d'un poème, il naîtrait de celui-là. Nachdem er in seinem Discours die Handlung, die Moral und die Poesie des Epos mit steter Rücksicht auf den Télémaque besprochen hat, macht er am Schlusse den Versuch, verschiedene gegen die Composition dieses Werks gemachte Einwände (objections) zu refutiren. Die in den objections gerügten Fehler sind 1) daß der Télémaque nicht in Versen geschrieben sei; 2) daß er eine große Anzahl von Anachronismen enthalte; 3) daß der Verfasser die Liebesscenen auf der Insel der Kalypso mit so glühenden Farben geschildert; 4) daß er seinen

Gegenstand zu sehr erschöpft, mit einem Schwall von Worten Alles sagt und dem Leser nichts zu denken übrig läßt, und daß 5) der Held und die Fabel des Epos gar keine Beziehung zur französischen Nation hätten, während Homer und Virgil die Griechen und die Römer doch durch vaterländische Stoffe in ihren Heldengedichten begeistert hätten. In wie weit dem Verfasser des Discours dieser Gegenbeweis nach unserer Meinung gelungen ist, wird aus unserer später folgenden Kritik hervorgehn. — Ebenso rühmend wie der Discours spricht sich die schon oben erwähnte Approbation des königlichen Censors Louis de Sacy aus. Dieser sagt u. A. darin: „Die Abenteuer des Télémaque verdienen nicht nur gedruckt, sondern in alle Sprachen übersetzt zu werden, welche Völker sprechen oder verstehen, die darnach streben, glücklich zu werden. Dieses epische Gedicht, obgleich in Prosa, setzt unsere Nation in den Stand, daß sie in dieser Beziehung die Griechen und Römer nicht mehr zu beneiden hat. Die Fabel des Télémaque beschränkt sich nicht darauf, unsere Neugierde zu befriedigen und unserem Stolze zu schmeicheln. Die Erzählungen, Beschreibungen, die Verbindungen und die Anmuth der Rede blenden die Einbildungskraft, ohne sie auf Abwege zu führen .... Unter so vielen Charakteren so verschiedener Menschen, die sich im Télémaque finden, giebt es keinen, der nicht dem Herzen der Leser Abscheu vor dem Laster und Liebe zur Tugend einflößt ..... Mit Telemach lernt man, in guten und bösen Tagen der Tugend anzuhangen, seinen Vater und sein Vaterland zu lieben; man lernt, König, Bürger, Freund und sogar Sclave zu sein, wenn es das Schicksal gebietet. Mit Mentor wird man gerecht, human, geduldig, aufrichtig, verschwiegen und bescheiden ꝛc." Welche größere Wirkung dürfte man sich von einem Gedichte wohl noch versprechen, wenn alle diese Behauptungen wahr wären?

Auffallend ist es, daß der strenge Kritiker Boileau, der Gesetzgeber des Parnaß und der Schrecken aller Dichter seiner Zeit, in einem Briefe vom 10. November 1699 an seinen Freund Brossette ein verhältnißmäßig sehr gelindes und ziemlich günstiges Urtheil über den Télémaque fällt; aber obgleich sein Urtheil in etwa durch den succès dieses Werks scheint modificirt worden zu sein, so klingt sein Lob keineswegs so unbedingt und so überschwänglich als das der vorgenannten beiden Recensenten. „Es ist," sagt er, „etwas Anmuthendes in diesem Buche, was ich sehr billige. Die Begierde, mit der man es lies't, zeigt, daß Homer, wenn man ihn in geeigneter Weise übersetzte, die Wirkung hervorbringen würde, die er hervorbringen muß und immer hervorgebracht hat. Ich hätte nur gewünscht, daß M. de Cambrai den Mentor weniger als Moralprediger hingestellt hätte, und daß die Moral nicht so auffällig in seinem Werke zur Schau getragen, sondern mit mehr Kunst vorgetragen wäre. Homer ist instructiver als er; aber

seine Lehren erscheinen nicht als Vorschriften und ergeben sich eher aus der Handlung des Romans als aus den Moralpredigten, die etwa darin gehalten werden. Durch das, was Ulysses thut, lehrt er besser, was man thun muß, als durch das, was er und Minerva sagen. Es ist jedoch wahr, daß der Télémaque sehr gute Dinge enthält, obgleich sie etwas kühn sind. Monsieur de Cambrai scheint mir überhaupt ein besserer Dichter als Theologe zu sein.[33]" — Interessant ist unter den übrigen Beurtheilungen des Telemach ein kleines Heftchen von 18 Seiten, das bloß den Titel Conversation sur le livre de Télémaque trägt, aber weder Druckort, noch Jahreszahl aufweis't. Es ist eher eine Lobrede als eine Kritik zu nennen. Die sich unterhaltenden Personen sind eine Prinzessin, deren Name mit den Buchstaben S. C. D. E. D. B. bezeichnet ist, und der junge Prinz, ihr zwölf Jahre alter Sohn. Sie fragt ihn, ob er die Abenteuer des Telemach gelesen habe, und auf die Antwort, daß er viel Gutes von diesem Buche habe sagen hören, empfiehlt sie ihm, es nicht bloß ein oder zwei Mal, sondern hundert Mal zu lesen und mit Aufmerksamkeit die in demselben enthaltenen Charaktere zu studiren, um sich nach dem Vorbilde des Telemach zu bilden, — von Sesostris zu lernen, wie glücklich ein Fürst ist, wenn er von seinen Unterthanen geliebt wird, und aus der Geschichte des Pygmalion zu entnehmen, was einen Herrscher denjenigen verhaßt macht, die unter seiner Herrschaft leben. — Das Uebrige ist in derselben Weise gehalten. Nachdem der junge Prinz seiner Mutter von dem Eindrucke Rechenschaft gegeben, den die Lectüre des Telemach auf ihn gemacht hat, ermahnt sie ihn, die Rathschläge des Mentor tief seinem Geiste einzuprägen, um sie zur Richtschnur seines Lebens zu machen. Da als Ort, an dem das Gespräch stattfindet, ein eine Stunde von Berlin an der Spree gelegenes Landhaus bezeichnet wird, so können die angegebenen Initialen nur auf Sophie-Charlotte de Brunswick, électrice de Brandebourg sich beziehen, und der junge Prinz, damals 12 Jahre alt, ist ihr Sohn Friedrich Wilhelm, der 1688 geboren war. Da ferner die Mutter Kurfürstin genannt wird, so folgt daraus, daß die Conversation in das Jahr 1700 gesetzt werden muß, indem der Kurfürst Friedrich, ihr Gemahl, im Januar des nächsten Jahres sich und seiner Gemahlin in Königsberg die Königskrone auf's Haupt setzte. — Pierre Bayle, der berühmte Philosoph und Kritiker (1647—1706), schätzt in einem Briefe an Lord Ashley den Télémaque namentlich deshalb so hoch, weil er die schlimmen Folgen des arbiträren Regiments in ein so klares Licht stelle.

Als Curiosum mag hier noch angeführt werden, daß in dem European

---

33) Dieser Satz enthält eine Anspielung auf das Buch Des Maximes des Saints, das in demselben Jahre vom Papste verdammt worden war.

Magazine vom Januar 1806 die Notiz enthalten ist, daß man in der Bibliothek des verstorbenen Marquis von Lansdown ein Exemplar eines im Jahr 1465 in Florenz unter dem Titel Ἀθήνη σκελκατή gedruckten griechischen Romans gefunden habe, von dem der Télémaque eine Uebersetzung sei; der Präsident Cousin habe die Approbation zu derselben gegeben. Natürlich zerfällt diese Behauptung in sich selbst, da wohl das Druckprivilegium des Königs, nicht aber die genannte Approbation, die man gleichfalls zu Anfang eines Druckwerks zu setzen pflegte, in der ersten, bei Seite 208 inhibirten Ausgabe sich vorfindet.

Die Abenteuer des Telemach sind nach dem Plane der Odyssee angelegt. Der Gegenstand selbst ist Homer entlehnt, so sehr wurde Fénelon „von dieser lieblichen Einfachheit der im Entstehen begriffenen Welt (cette aimable simplicité du monde naissant)" angezogen. Der Télémaque ist aber nicht eine Fortsetzung des vierten Buchs der Odyssee, wie der Titel der ersten Ausgabe angiebt. Dieser Zusatz rührt nicht von Fénelon selbst, sondern von dem Drucker her, der wahrscheinlich dadurch die Leser hat anlocken wollen. Die Fabel des Télémaque als Ganzes betrachtet basirt überhaupt nur zum Theil auf Homer; zum Theil ist sie eigne Erfindung des Verfassers. Einzelne Episoden sind den griechischen Tragikern, Ovid und Virgil entlehnt; so ist z. B. die schöne Episode im zwölften Buch, wo Philoctet seine Leiden erzählt, ganz nach Sophokles bearbeitet. Außerdem finden sich eine große Menge von Stellen im Telemach, die entweder wörtlich aus römischen und griechischen Classikern herübergenommen, oder Aussprüchen der älteren Autoren nachgeahmt sind. Die erste Ausgabe, welche diese Parallelstellen, rapprochements littéraires, wie sie die Franzosen nennen, in ziemlicher Vollständigkeit enthält, erschien 1731 in Hamburg (1745 in zweiter Auflage in London) und wurde von D. Durand, einem protestantischen Geistlichen aus Languedoc, der als Refugié in London lebte, mit Beihülfe des Albert Fabricius für die griechischen Citate, besorgt.

Die ethischen und politisch-socialen Ideen im Telemach verdankt Fénelon, so weit sie nicht sein Eigenthum sind, dem Studium der Republik des Plato, der Cyropädie und der Utopia von Thomas Morus; wenigstens finden sich manche Stellen im Télémaque, die fast wörtlich aus diesen Schriften entnommen sind, auf die aber von den Commentatoren, die sich bei Angabe der Parallelstellen auf die Dichter beschränkt haben, keine Aufmerksamkeit verwandt ist. So stimmen z. B. einzelne im elften Buche des Telemach vorkommende Ideen über das Verhältniß der Kinder zum Staat mit denen Plato's über denselben Gegenstand (Plato's Staat V, 7—9) ziemlich genau überein.

Die Anlage des Télémaque entspricht, wie auch der Discours von

Ramsay richtig hervorhebt, den durch die Epik vorgeschriebenen Regeln der Kunst. Die Einheit der Handlung ist überall beobachtet, und die Episoden sind in geeigneter Weise vertheilt und mit einander verbunden. Fénelon hat darin die Regelmäßigkeit Virgils in Bezug auf die Form nachgeahmt. So wie in der Odyssee der Zorn Neptuns und in der Aeneïs der der Juno zur Schürzung des Knotens verwandt wird, so dienen im Télémaque zu demselben Zwecke die Rachsucht und der Zorn der Venus gegen einen jungen Prinzen, der die Wollust verachtet und seine Leidenschaften mit Hülfe der Weisheit bezähmt. Wenn man aber auch zugeben muß, daß die griechische Anschauungsweise dieser Idee im Telemach näher liegt als die christliche, so muß es doch bedenklich erscheinen, eine Göttin einen Sterblichen verfolgen zu lassen, weil er tugendhaft ist. Ein Gott und eine Göttin durften sich nach griechischen Begriffen Manches erlauben, was jetzt einen Privatmann in den Augen der Menge discreditiren würde, aber so weit ging doch ihre Licenz nicht, daß sie das Recht gehabt hätten, die Unschuld geradezu zu verfolgen. Wenn Neptun den Odysseus in allen Meeren verfolgt und seine Schiffe zertrümmert, so findet sein Zorn seine Motivirung darin, daß der hinterlistige König von Ithaka des Gottes Sohn, den Kyklopen Polyphemos, geblendet hat. Auch der Haß, den die für die Aboriginer kämpfende Juno gegen die Trojaner hegt, ist eher motivirt als der der Venus gegen Telemach und dessen Begleiter, einen Greis, auf dessen Huldigung die Göttin überdies keinen großen Werth legen konnte. Die Composition des Télémaque mußte sich selbstverständlich nach dem speciellen Zwecke richten, den Fénelon im Auge hatte, und dieser bestand darin, ein Werk zu verfassen, das im Gewande des antiken Epos zur sittlichen Veredlung des seiner Erziehung anvertrauten königlichen Prinzen dienen sollte. Der Plan ist mit bewundrungswürdiger Kunst ausgeführt, und der Verfasser entfaltet dabei einen unerschöpflichen Reichthum der Erfindung und Darstellung. „Die ganze alte Götter- und Heroen-Welt hat er aus ihrem Grabe zu neuem Leben hervorgezaubert und sie seinem Zwecke dienstbar gemacht, indem er auf dem reichen Hintergrunde des antiken Lebens die Lehren der Weisheit und Tugend gleichsam verkörpert den Blicken seiner jungen Leser erscheinen läßt.“ Dies gilt aber nur von den Grundzügen der Composition dieses merkwürdigen Buches; im Einzelnen betrachtet, weis't es eine nicht geringe Anzahl von Anachronismen, Widersprüchen, Unwahrscheinlichkeiten und Wunderlichkeiten auf, die eine detaillirte Aufzählung verlangen. Wenn der Verfasser des Télémaque das alte Tyrus mit Neu-Tyrus verwechselt[34]), wenn er Pygmalion[35]), Dido[36]) und Lykurg[37]) ungefähr 300 Jahre früher

[34]) Télém. L. III. [35]) L. III. [36]) L. III.

[37]) L. XIV. Lykurg wird nicht genannt, ist aber gemeint.

auftreten läßt, als sie gelebt haben; wenn er erzählt, daß Idomeneus Salente (resp. Tarent) gegründet habe[38]), und daß die Könige schon zur Zeit des Trojanischen Kriegs ihre Söhne nach Samos geschickt hätten, um dort Philosophie zu studiren[39]), während Samos doch erst viel später gebaut wurde; wenn er die griechischen Colonien, die erst später gegründet wurden, schon zur Zeit Telemachs bestehen läßt[40]) und angiebt, daß Aegypten zu der damaligen Zeit 22,000 Städte gehabt habe; wenn er den Laios bei der Belagerung von Theben gegenwärtig sein läßt und erzählt, daß der Vater des Oedipus erst nach der Geburt seines Sohnes erfahren habe, daß dieser ihn tödten würde, während ihm dies ein Orakelspruch schon vor der Geburt des Oedipus verkündet hatte u. dgl. m., so sind dies Versehen von untergeordneter Bedeutung, die man wohl in einem Epos übersehen, oder gar für statthaft halten kann, wenn, wie im Virgil und auch hier im Télémaque, der besondere Zweck ein solches Zusammenrücken auseinanderliegender Zeiten verlangt. Hätte Fénelon ein Werk liefern wollen, in dem er, wie Barthélemy in seiner Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, die Geschichte, Religion, Cultur und Sitten des griechischen Alterthums hätte zur Darstellung bringen wollen, so würden allerdings auch Anachronismen von der oben angeführten Art in's Gewicht fallen. Beim Telemach liegt aber die Sache anders, da der Hauptzweck des Buchs der ethische ist, während der Verfasser die Einführung des Lesers in das classische Alterthum nur nebenbei im Auge zu haben scheint. Shakspere's Dichtungen weisen ähnliche Anachronismen auf; so läßt er im Julius Cäsar und Hamlet die Uhren schlagen, läßt im Hamlet Kanonen abfeuern und Schweizer Wachtdienste thun, spricht im Coriolan von Alexander und Cato, sowie von Mühlen und Brillen, bevölkert den Ardenner Wald mit Schlangen und Löwen, läßt im Wintermärchen sogar ein von Sicilien herkommendes Schiff an der böhmischen Küste landen u. dgl. m.; aber trotzdem würde doch kein einsichtsvoller Kritiker Shakspere auf Grund solcher Mängel seinen Dichterruhm streitig zu machen wagen. Sind aber auch die genannten und ähnliche Anachronismen wohl verzeihlich, so enthält dagegen der Télémaque eine ganze Reihe von Widersprüchen, die bei keinem Schriftsteller dürfen übersehen werden. So ist die im neunten Buche erzählte Gründung von Tarent durch Phalantus nicht nur geschichtlich unrichtig, da dieselbe nicht in die Zeit der Trojanischen Heerfahrt, sondern fast 500 Jahre später fällt; sie enthält auch einen Widerspruch in sich selbst. Im Telemach wird nämlich erzählt, daß Phalantus zu diesem Zwecke eine Anzahl von jungen Leuten mit sich genommen habe, welche in ungesetzlicher Weise von Frauen seien

---

38) L. V. 39) L. VII. 40) L. IX.

geboren worden, die während der Abwesenheit ihrer Ehemänner im Trojanischen Krieg sich mit andern Männern eingelassen hätten. Da aber der Krieg gegen Troja nur zehn Jahre dauerte, so konnten diese, aus illegitimen Verbindungen entsprossenen jungen Leute, vorausgesetzt daß ihre Mütter gleich zu Anfang des Kriegs ihren Männern untreu geworden wären, zu der Zeit, wo Telemach nach Tarent kommt, noch nicht das Alter haben, um an der Gründung einer Stadt Theil zu nehmen. Es liegt hier offenbar eine Verwechslung mit dem ersten Messenischen Kriege vor, der aber über 400 Jahre später (743—724) stattfindet als die Belagerung von Troja. Die Mütter der Gründer, oder vielmehr Eroberer, von Tarent (Justin. XIII., cap. 4) waren auch, wie Strabo (L. VI.), Pausanias (L. IV.) und Andere erzählen, keine verheiratheten Frauen, sondern Jungfrauen, weshalb ihre Kinder παρθενίαι genannt wurden. — Ein ähnlicher Widerspruch kommt im ersten Buche des Télémaque vor. Dort heißt es, daß Acestes, König von Sicilien, den Telemach zu tödten befohlen und daß ein Greis vorgeschlagen habe, ihn auf dem Grabe des Anchises zu opfern, während ein paar Seiten vorher erzählt wird, daß die Troer unter Aeneas, der doch seinen Vater der Sage nach mit sich nach Italien brachte, von Troja herkommend, versucht hätten, auf Sicilien zu landen. — Ebenso hat der Verfasser im fünften Buche vergessen, was er im ersten über das Verhältniß der Gottheiten verschiedenen und gleichen Ranges zu einander sagt. Er giebt nämlich durch seine Darstellung zu erkennen, daß Venus die Minerva nicht unter der Maske des Mentor erkennt, und früher stellt er doch die Behauptung auf, daß Gottheiten gleichen Ranges sich gegenseitig in jeder Verkleidung erkennen könnten, nicht aber die niederen Götter die höheren, weshalb auch Kalypso über die wahre Natur Mentors getäuscht werden sei. — An einer anderen Stelle erzählt Telemach der Kalypso, daß sein Vater Ulysses schreckliche Klippen umschifft habe; in Wirklichkeit weiß er aber noch gar nichts Bestimmtes von dem Schicksal seines Vaters. — Die Astarbe läßt der Verfasser des Télémaque an Gift sterben, trotzdem sie nach seiner Angabe sich längst gegen Vergiftungsversuche gesichert hatte; es hätte sich doch wohl eine andere, geeignetere Todesart für dieselbe auffinden lassen. — Dann liegen Widersprüche darin, daß Sesostris, ein ausgezeichneter Regent, der Alles mit eignen Augen sieht, sich dennoch von seinem Minister Metophis täuschen läßt, daß Télémaque, trotzdem daß er hinter der Kalypso hergeht, den Glanz ihrer Schönheit und das Feuer ihrer Augen (le feu qui sortait de ses yeux. L. I.) bewundert, daß die Nymphen, die doch auch schwimmen können, die beiden Fremden, die sich in das Meer stürzen, um ihnen zu entrinnen, nicht verfolgen u. dgl. m. Außerdem werden Personen und Sachen oft in einem Athem ganz entgegengesetzte Eigenschaften und Merkmale

beigelegt. So werden im neunten Buche von Nestors Beredtsamkeit ganz einander widersprechende Dinge ausgesagt; es kommt dort auch die Stelle vor: Nestor se hâte, mais d'un pas pesant et tardif, de l'aller recevoir. Auch die Zahl der im Telemach vorkommenden Unwahrscheinlichkeiten ist nicht gering. Es ist weder natürlich, noch wahrscheinlich, daß Telemach, als er nach dem Schiffbruch ermüdet auf der Insel der Kalypso ankommt, sofort in so ausführlicher und anstrengender Weise seine Abenteuer erzählt; daß nach der langen Schwimmfahrt von der Insel der Kalypso zu dem phönizischen Schiffe die beiden Abenteurer wieder eine lange Erzählung anhören und selbst ihre Irrfahrten schildern müssen, und daß beide, Mentor auf dem schwimmenden Mast, auf dem sie sich nach der Insel der Kalypso retten (L. V.), und Telemach auf der Flucht von da, lange moralische Betrachtungen anstellen (L. VI). Ueberhaupt klingt die ganze Erzählung des Schiffbruchs und der Rettung zu Ende des fünften Buchs unwahrscheinlich. Während alle übrigen Personen von der Schiffsmannschaft plötzlich verschwunden sind, finden Mentor und Telemach nicht nur eine Ruderbank, sondern auch einen Mast und ein Beil, mit dem sie den Mast kappen. Noch wunderlicher ist im ersten Buch die Darstellung der Art und Weise, wie Mentor an der Küste von Sicilien sich mit Telemach vor den Troern rettet, indem er, um den Feind zu täuschen, gerade solche Blumen, zu Kränzen geflochten und mit denselben Bändern umwunden, am Hintertheil des Schiffs befestigt, wie sie ein trojanisches Schiff hatte, das von den andern etwas abseits gekommen war. Woher auf offenem Meer plötzlich die ganz bestimmten Blumen und die farbigen Bänder kommen, ist freilich unerfindlich. Noch unglaublicher ist es, daß der neue, an Idomeneus Stelle gewählte König Aristodemus dem Hasaël in Gegenwart der ehrwürdigen kretensischen Gesetzeswächter das Original der von Minos mit eigner Hand geschriebenen Gesetze soll geschenkt haben. Was würde man dazu sagen, wenn irgend ein Schriftsteller im Ernst erzählte, daß die Juden die Mosaische Gesetzgebung, die Römer die sibyllinischen Bücher oder die Gesetze der zwölf Tafeln, oder daß die Athener die Gesetze des Solon einem Fremden im Original zum Geschenk gemacht hätten? Ebenso macht es einen ergötzlichen Eindruck, wenn im zweiten Buch erzählt wird, daß Telemach mit seinem Hirtenstabe in der Wüste einen Löwen niedergeschmettert und dadurch großen Ruhm bei den übrigen Hirten erlangt hätte, und wenn dabei bemerkt wird, daß das Panzerhemd, mit dem Telemach gleich den andern Schäfern bekleidet war, den Löwen gehindert habe, ihn zu zerreißen. Solche Dinge läßt man sich wohl in Kindermärchen gefallen, nicht aber in ernstgemeinten Sittenromanen. Auf gleicher Stufe steht die Erzählung, daß der greise Termosiris den Telemach mit Büchern versehen und ihm eine Flöte gegeben habe,

worauf dann der junge Abenteurer stets flötet, singt und tanzt, während er bei Acestes lieber den Tod erleiden, als daß er als Sclave die Heerden hüten will. So schnell hat er seine Grundsätze geändert.

Hat man auch nicht das Recht, an einen Sittenroman den Anspruch zu machen, daß er in derselben Weise spannend und fesselnd geschrieben sei wie eine vorzugsweise für die Unterhaltung geschriebene Erzählung, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Darstellung im Telemach an gewissen Längen und an häufigen Wiederholungen leidet, durch die an vielen Stellen eine ganz ermüdende Monotonie herbeigeführt wird. Sie ist zwar nicht so hervortretend, wie Gueudeville sie darstellt, indem er behauptet, daß der ganze Telemach „ein Schwall von Worten sei, von denen die eine Hälfte das Echo der andern wäre (un torrent de mots dont la moitié est l'Echo de l'autre), aber sie ist in Folge der so häufig sich wiederholenden Moralpredigten, der immer wiederkehrenden Declamationen gegen den Krieg, so wie durch das an vielen Stellen vorkommende hohle Pathos fühlbarer, als man bei dem unbestreitbaren Talente des Verfassers erwarten sollte. Seine Darstellung ist dazu nicht selten affectirt und süßlich. So läßt er seine Helden öfter ganz unmotivirt gerührt werden und Thränen vergießen. Der bloße Gedanke, daß Mentor wohl todt sein könne, preßt dem Telemach einen Strom von Thränen aus (Cette pensée me fit répandre un torrent de larmes L. IV.); Idomeneus wird, weil Mentor ihm sagt, er wolle den Nestor zu gewinnen suchen, so gerührt, daß er fast kein Wort mehr sprechen kann (L. IX.) Telemach, der überhaupt ein larmoyanter Held ist, weint fast jedes Mal, wenn er von seinem Vater sprechen hört. Selbst der greise Nestor kann seine Thränen nicht zurückhalten und empfindet eine geheime Freude, als er die Thränen sieht, die mit bewunderungswürdiger Anmuth über Telemachs Wangen herabfließen (voyant celles qui coulaient avec une grâce merveilleuse sur les joues de Télémaque. L. IX.) Ebenso vergießt Aristodemus beim Abschiede Mentors und Telemachs Ströme von Thränen, die Seufzer ersticken seine Stimme, und die Scheidenden weinen nicht weniger als er (En prononçant ces mots, il versait des torrents de larmes, et les soupirs étouffaient sa voix. Nous ne pleurions pas moins que lui. L. V.) Das heißt denn doch des Guten zu viel thun, wenn das Weinen überhaupt etwas Gutes und Heldengemüthern Geziemendes ist. — Die im Telemach vorkommenden Bilder und Vergleiche, wenn sie auch an vielen Orten gut gewählt und richtig durchgeführt sind, bewegen sich doch durchgehends, — ob absichtlich, oder nicht, wollen wir hier unerörtert lassen, — in einem sehr engen Kreise. Sie sind meist von Löwen, Tigern, Bären, Stieren, Adlern und ähnlichen Thieren, oder von den schreckenerregenden und lieblichen Erscheinungen in der Natur, wie es Gewitter, Stürme, das

tobende Meer, die auf- und untergehende Sonne sind, hergenommen. Namentlich kommt das Löwengleichniß sehr häufig vor. Als Kalypso merkt, daß Telemach ihre Liebe verschmäht, und daß er sein Herz der Nymphe Eucharis zugewendet hat, rennt sie wüthender als eine Löwin, der man ihre Jungen geraubt hat, durch den Wald, ohne einen Weg zu verfolgen, und ohne daß sie weiß, wohin sie eilt (L. VI.) Dasselbe Bild gebraucht Philoctet von sich im 12. Buche: Alors je me sentis comme une lionne à qui on vient d'arracher ses petits; und auf der folgenden Seite sagt dann Hercules zu Philoctet und Neoptolemus: Allez donc comme deux lions qui cherchent ensemble la proie. Telemach, im Streite mit Hippias (L. XIII.) gebärdet sich wie ein wüthender Löwe; er brüllt wie der König der Wüste, als er auf Cypern nahe daran ist, den Verlockungen zu unterliegen, die ihn umgeben (L. IV.) Außerdem wird Telemach bald mit einem Renner verglichen, der nur durch die Hand eines einzigen Mannes (Mentors) kann zurückgehalten und gebändigt werden, bald mit einem Stier, oder mit einem schäumenden Eber, der den Jäger sucht, von dem er verwundet worden ist (L. XIII.) Zu Anfang des 14. Buchs wird Adrast als ein hungriger Löwe dargestellt, der, nachdem er von einem Schafstalle zurückgetrieben worden, in die düsteren Wälder und in seine Höhle zurückkehrt, wo er seine Zähne und seine Krallen schärft (!), indem er einen günstigen Augenblick erwartet, um alle Heerden erwürgen zu können (!). Ein ähnliches Bild vergleicht ihn im vorhergehenden Buche mit einem Tiger: Adraste est tel qu'un tigre à qui des bergers assemblés arrachent sa proie qu' il était prêt à dévorer. Adrast und Philoctet suchen einander auf dem Schlachtfelde, indem ihre Augen wie die eines Löwen und eines Leoparden funkeln. Selbst der so ruhige und besonnene Mentor wird zum numidischen Löwen, den der grausame Hunger verzehrt, und der in die Heerden der schwachen Schafe einbricht und Alles zerfleischt und erwürgt (L. I.) — An vielen Stellen sind die Beschreibungen mit blumenreicher Phraseologie und Flitterwerk ausgestattet; manche Bilder haben etwas Pomphaftes, Ueberladenes und Uebertriebenes. So verdunkelt z. B. in der Regel eine Wolke von Pfeilen die Sonne, die Kämpfenden sind stets mit Staub und Blut bedeckt, die Verwundeten werfen Ströme schwarzen Blutes aus; es werden Ströme von Thränen vergossen, ein Wuthschrei im Gewühl des Kampfes wird gewöhnlich von den beiden kämpfenden Armeen gehört, ja, der berühmte Jäger Eurymedes ist sogar stets von dem Blute der Bären und Eber geröthet, die er auf den mit Schnee bedeckten Gipfeln des kalten (!) Apennins tödtete. Die Kalypso in der Mitte ihrer Nymphen wird mit einer hohen Eiche verglichen, die ihre dichten Zweige über alle sie umgebenden Bäume erhebt (L. I.) Ungefähr in der Mitte des 8. Buchs wird eine entstehende Stadt in einer Weise

unter dem Bilde eines Baumes dargestellt, die wirklich lächerlich genannt zu werden verdient. Um schließlich noch ein Beispiel von dem schwülstigen Stil im Telemach zu geben, möge die Beschreibung des Libanons im 3. Buche hier eine Stelle finden: Ce pays est au pied du Liban, dont le sommet fend les nues et va toucher les astres (!); une glace éternelle couvre son front; des fleuves pleins de neige, tombent, comme des torrents, des pointes des rochers qui environnent sa tête. Mit den schmückenden Beiwörtern treibt der Verfasser des Télémaque einen an Verschwendung grenzenden Luxus; an mehreren Stellen spricht er sogar von liqueurs parfumées.

Mag man auch die gerügten Mängel mit weniger kritischem Auge ansehn, und muß man auch zugeben, daß die Darstellung durchgehends klar, die Sprache correct und schön, ja meist mustergültig ist, so läßt sich doch andererseits nicht in Abrede stellen, daß die Schilderung des antiken Lebens, so wie sie uns im Telemach vor Augen geführt wird, uns wenig anspricht und viel weniger noch im Stande ist, uns zu erwärmen und zu begeistern. Der Telemach, den die französischen Lobredner so hoch über die alten Epopöen erheben, steht in dieser Beziehung sicher seinem Vorbilde Homer nach. Wir bewundern im Telemach den harmonischen Klang der Worte, den Rhythmus, die kunstvolle Abrundung und Glätte der Perioden, Eigenschaften, die uns fast vergessen lassen, daß der epische Stoff uns nicht in der gewohnten Form der gebundenen Rede geboten wird; aber wir bleiben kalt beim Anblick eines schönen Körpers, dem die Seele, das innere Leben, fehlt. Der Grund dieser Erscheinung liegt, wie Wagler in seinen Bemerkungen über den Télémaque (Herrig's Archiv Bd. 14) treffend angiebt, darin, daß der Verfasser des Telemach die innere Wärme durch rhetorisches Pathos zu ersetzen sucht, und daß die im Telemach ausgesprochenen Empfindungen und Reflexionen sich nicht immer mit innerer Nothwendigkeit aus den dargestellten Verhältnissen ergeben, sondern von dem Verfasser oft erst künstlich hineingetragen sind, so daß sie in dem Munde der handelnden Personen als etwas ihnen Fremdartiges und Aufgedrungenes erscheinen. Es enthalten diese Declamationen oft viel Kunst, aber wenig innere Wahrheit. Damit wären wir zugleich bei dem Grundfehler des ganzen Werks angelangt. Dieser besteht darin, daß der Télémaque im Gewande des Alterthums auftritt, während die in demselben zur Anschauung gebrachten ethischen Grundsätze vom christlichen Standpunkte, die politischen und socialen Ideen und Theorien, in so fern sie nicht reine Phantasiegebilde sind, vom Standpunkte der modernen Weltanschauung aus verhandelt und vorgetragen werden. Die Orte, Namen, Personen, Ereignisse, Bilder und Fabeln, die Götter und die Menschen, das Land, das Meer und der Himmel — Alles ist griechisch und

heidnisch, nichts französisch oder christlich. Die handelnden Personen sind die Herren und Götter des alten Griechenlands; aber sie sind vielfach die Träger von Ideen und Anschauungen, die oft sehr wenig mit denen des Alterthums übereinstimmen. Selbst die humanistischen und philanthropischen Ansichten (Fénelon soll das Wort philanthropie zuerst im Französischen gebraucht haben), wie sie an vielen Stellen im Telemach uns entgegentreten, hatten sich zur Zeit des Trojanischen Kriegs noch nicht zu solcher Blüthe entwickelt und zu solcher Höhe der Anschauung erhoben, wie wir sie in den großen Tragikern und im Plato finden, deren Schriften Fénelon vielfach fast in wörtlicher Uebertragung für seinen Zweck benutzt hat. Eine solche Entstellung antiker Verhältnisse durch Verquickung mit modernen Vorstellungen, ein solcher Widerspruch zwischen den handelnden Personen und ihren Reden ist die schlimmste Art von Anachronismus, die im Telemach vorkommt. Dazu kommen endlich noch die Schwierigkeiten, mit denen die französische Sprache bei der Darstellung antiken Lebens überhaupt zu kämpfen hat. Wer hätte nicht gestutzt, als er zum ersten Mal in einer französischen Tragödie, deren Stoff dem Alterthum entlehnt ist, die Worte monsieur, madame, amoureux, amant etc. las; und wem wäre jener Mangel nicht bei der Lectüre von Barthélemy's voyage du jeune Anacharsis fühlbar geworden?

Wir kommen nun zu den im Télémaque enthaltenen Ideen über Moral und Politik. — Kann man auch das Urtheil Ramsay's in seinem Discours, welches dahin lautet, daß die Moral im Telemach „erhaben in ihren Principien, edel in ihren Motiven, allgemein in ihrer Anwendung, und daß sie allen Zeiten, allen Nationen und allen Ständen angepaßt sei,“ nicht vollständig unterschreiben, so ist doch gerade diese Seite des Telemach seine stärkste, und sie wird auch am Wenigsten angefochten. Telemach, geführt von der Weisheit in der Gestalt Mentors, durchschifft fast alle damals bekannten Meere, um seinen Vater aufzusuchen, wobei er durch Stürme, Schiffbruch und Gefangenschaft in die verschiedensten Länder kommt, deren Einrichtungen und Sitten kennen lernt, Gefahren, Versuchungen und Verlockungen verschiedener Art zu bestehen hat und in die Lage versetzt wird, die Segnungen der Tugend und die traurigen Folgen des Lasters kennen zu lernen. Er sieht in den Ländern, die er durcheilt, bald gute, bald schlechte Könige, Republiken und despotische Regierungen und bildet sich so, durch die weisen Rathschläge Mentors und durch die Erfahrung belehrt, zu einem ausgezeichneten Fürsten aus. Dieses Ziel den Telemach erreichen zu lassen, ist der Hauptzweck des Buchs, und wir werden zu untersuchen haben, ob der Verfasser wirklich seine Aufgabe gelöst hat. — Die Moral im Telemach zerfällt in eine allgemeine, wie sie von jedem Menschen verlangt wird, und eine besondere, wie sie vorzugsweise von einem Könige gefordert werden

muß. Es liegt auf der Hand, daß bei dem angegebenen Zwecke die Tugenden, welche der Beruf eines Herrschers verlangt, und die Fehler und Laster, vor denen sich ein König hauptsächlich hüten muß, wenn er seine schwierige Aufgabe, die Menschen gut und glücklich zu machen, lösen will, κατ' ἐξοχήν im Telemach Berücksichtigung finden. Zunächst wird (nach dem Faden des Romans) der Held auf der Insel der Kalypso in die Lage versetzt, die Lockungen der Sinnlichkeit kennen zu lernen, denen er mit Hülfe der Weisheit hier ebenso siegreich widersteht wie auf der Insel Cypern. Das ist nun einer der Punkte, welche die älteren Kritiker mit großer Heftigkeit angreifen. Sie sagen nicht ganz mit Unrecht, es sei einer der größten Mißgriffe, einem jungen Manne das Laster, namentlich die Wollust, in so verführerischen Gemälden vorzuführen, damit es, wie bei der spartanischen Jugend die betrunken gemachten Heloten, in seiner abschreckenden Gestalt wirke; es hieße das, einem schwachen Magen Gift geben, damit er die soliden Speisen desto besser vertragen könne. Pour moi, sagt bei dieser Gelegenheit Gueudeville, si je voulais gâter un jeune esprit, je lui domerais Télémaque pour son livre de poche. Von unserem Standpunkte aus müssen wir sagen, daß solche Schilderungen wohl in einem Sittenroman Eingang finden können, daß sie aber das Buch dadurch ungeeignet machen, als Schulbuch benutzt zu werden. — Jener auf Sinnenreiz beruhenden, leidenschaftlichen, aber unerlaubten Liebe stellt der Verfasser im 17. Buche die keusche, berechtigte Liebe entgegen, von der Telemach zur Antiope, der Tochter des Idomeneus, entbrennt. Ebenso entschieden als Mentor die Zügelung der Sinnlichkeit verlangt, ebenso eindringlich warnt er vor den bei der Jugend so häufig vorkommenden Fehlern der Eitelkeit (L. I.), Selbstüberschätzung und Tadelsucht (L. X.), und wiederholt wird im Telemach auf die Folgen hingewiesen, welche Verweichlichung, Wohlleben, Ueppigkeit und Luxus nach sich ziehen (L. VII.) Mit großer Entschiedenheit spricht sich Telemach gegen die Lüge aus: Il suffit que le mensonge soit mensonge, pour n' être pas digne d'un homme qui parle en présence des dieux et qui doit tout à la vérité. Quiconque est capable de mentir est indigne de compter au nombre des hommes (L. III.) Eine Nothlüge hält er selbst da nicht für erlaubt, wo er sein Leben damit retten kann (. . . je ne veux point la (la vie) sauver par un mensonge L. III.) Mentor dagegen scheint nicht so rigoristisch in diesem Punkte zu sein; wenigstens vermeidet er es, dem Acestes mitzutheilen, daß er und Telemach Griechen sind (L. I.) Neben der Wahrhaftigkeit werden Verschwiegenheit, Klugheit, Muth, Tapferkeit, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und ähnliche Tugenden aufgeführt und anschaulich gemacht. Was an diesen moralisirenden Betrachtungen ermüdet, ist die häufige Wiederkehr derselben und die Allgemeinheit, in der die Tugend und Weisheit, la vertu et la

sagesse, die gewöhnlich zusammen genannt werden, so oft empfohlen werden. Einzelne Vorschriften der Moral werden auf diese Weise zu Gemeinplätzen. Laharpe bemerkt zwar in seinem Lycée ganz richtig, daß Fénelon kein wissenschaftliches Werk, wie etwa Montesquieu's de l'Esprit des lois, in seinem Telemach habe liefern wollen, daß die strengwissenschaftliche Abhandlung eines Gegenstandes die Schärfe durchschlagender Beweisführung verlange, während ein Product der Fiction durch seine Anmuth und den Reiz der Darstellung gefallen und auf diesem Wege überzeugen wolle; aber man darf doch nicht übersehn, daß auch hier eine gewisse Grenze für die Darstellung gezogen ist, die der Verfasser des Fénelon nicht überall inne gehalten hat. So macht es, um nur noch einen Punkt anzuführen, einen fast komischen Eindruck, wenn Mentor bei jeder Gelegenheit den Telemach auf das Beispiel seines Vaters Ulysses hinweis't. Es ist das Revenez à vos moutons des Pathelin. Mag man aber auch über die im Telemach befolgte Methode, die Lehren der Weisheit und Tugend jungen Gemüthern eingänglich zu machen, mit dem Verfasser verschiedener Meinung sein, so kann doch nicht bestritten werden, daß der Kern der in diesem berühmten Buche enthaltenen Moral ein durchaus edler ist. — Die schwächste Seite des Telemach sind unstreitig die politischen und socialen Ideen, die in demselben zur Anschauung gebracht, oder vorzugsweise von Mentor vorgetragen werden. Sie sind zwar im ganzen Telemach zerstreut anzutreffen, aber im zehnten Buche sind sie gewissermaßen im Zusammenhang dargelegt und in eine Art von System gebracht. Man hat bestreiten wollen, daß diese Lehren der Staatsweisheit ernst gemeint seien, und daß sie das politische Programm Fénelon's bildeten; aber das ist offenbar ein Irrthum. Salente ist das Ideal eines Staats, wie ihn mutatis mutandis der Verfasser des Telemach sich möglich dachte. Es ist keine Utopie; wie er sich eine solche vorstellte, das läßt er in der Beschreibung von Bätica durchblicken. Ueberhaupt ist kaum daran zu zweifeln, daß die im Telemach enthaltene Kritik und Theorie der socialen Zustände und der Regierungsgrundsätze das Programm einer künftigen Regierung ist, deren Telemach der Herzog von Burgund und deren Mentor Fenelon sein sollte. Die Hauptideen dieses Staatsgrundgesetzes lassen sich etwa in die folgenden Sätze zusammendrängen. Aehnlich wie Bossuet als Erzieher des Dauphin in seiner aus den Worten der heiligen Schrift gezogenen Politik die Nothwendigkeit der Alleinherrschaft auf theokratischer Grundlage darzuthun suchte, verlangt Fénelon eine patriarchalische Regierung. Der König soll der Vater, der Hirt seines Volkes sein (L. VII, XVIII); er soll die Regierung nur übernehmen, um die Menschen gut und glücklich zu machen (L. XVIII). Diejenigen, welche die Gesetze in Händen haben, um mit ihrer Hülfe das Volk zu regieren, sollen aber

selbst sich von den Gesetzen regieren lassen (C'est la loi, et non pas l'homme, qui doit régner. L. V). Dieses Verhältniß soll jedoch durch die freie Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung des Königs herbeigeführt werden. Daher ist es nöthig, daß derselbe sich stets von der so oft angepriesenen Weisheit und Tugend führen läßt und sich hütet, von den besonders für einen König so verderblichen Leidenschaften der Wollust, der Ruhmsucht und des Ehrgeizes, oder von den Lastern des Geizes, der Habsucht, der Verweichlichung und der Verschwendung sich beherrschen zu lassen (L. X). Dabei soll er sich von weisen Rathgebern unterstützen lassen, sein Ohr nicht den Schmeichlern leihn, was ihn verhindert, die Wahrheit zu erkennen (L. II.), Recht und Gerechtigkeit mit Unparteilichkeit handhaben und für die Verwaltung des Staats die Grundsätze der Sparsamkeit und Mäßigung zur Richtschnur nehmen. Man sieht hieraus, daß der Verfasser des Telemach mit seinen politischen Ansichten auf dem Standpunkte des absoluten Königthums steht, und daß er die Gefahr, die in einer solchen Staatseinrichtung liegt, durch die weise Selbstbeschränkung des Monarchen will vermieden haben. Im Grunde genommen stimmt also Fénelon's Ansicht mit dem unter Ludwigs Regierung vollständig zur Geltung kommenden obersten Regierungsgrundsatze: „Der Staat, das ist der König" überein. Nur ging er nicht so weit wie die Schmeichler und Lobredner des Königs, die ihm — etwa mit Ausnahme des unbedingten Rechts über Leben und Tod — in jeder Beziehung die Macht eines orientalischen Despoten zusprachen. Als z. B. im Jahr 1710 bei Ludwig Bedenken darüber aufstiegen, ob der König das Recht habe, unbedingt über das Vermögen seiner Unterthanen zu verfügen, veranlaßte sein Beichtvater Le Tellier, der Nachfolger des Père la Chaise, ein Gutachten der Sorbonne, welches dahin lautete, daß alle Güter seiner Unterthanen ganz unbestritten ihm, dem Könige, gehörten. So täuschten die Schmeichler, vor denen Mentor die Fürsten unablässig warnt, den König über die Grenzen seiner Macht. Auch im Telemach finden sich nirgends Spuren von einer Absicht des Autors, die absolute Macht des Monarchen in anderer Weise zu limitiren, als durch eine weise Selbstbeschränkung. Der Vorschlag Fénelon's, Provinzialstände zu creiren, ist von späterem Datum als das Erscheinen des Télémaque. Statt durch constitutionelle Einrichtungen der Königsmacht die Grenzen zu bezeichnen, innerhalb deren sie sich zum Heil des ganzen Staats zu bewegen hat, eröffnet er den guten Königen die Perspective auf eine wonnevolle Existenz in den Elysäischen Gefilden, während er den schlechten Herrschern mit allen Schrecken des Tartarus droht. Im 14. Buche hat der Verfasser des Telemach alle Kräfte seiner reichen Erfindungsgabe in Bewegung gesetzt, um in eindringlicher Weise die Belohnung der guten und

die Strafen der schlechten Könige in ergreifenden Bildern den Fürsten vor Augen zu führen. Während die Alten die Bösen als Strafe für das auf Erden begangene Unrecht rein physische Leiden erdulden lassen, ein Verfahren, das wir in Dante's Hölle nachgeahmt finden, hat Fénelon Seelenqualen erfunden, von denen die ungerechten Könige im finsteren Reiche des Pluto gepeinigt werden. Da werden ihnen z. B. von einer Furie in einem Spiegel alle ihre Fehler und Laster vorgehalten, während eine andere Furie ihnen mit Hohn alle Lobsprüche wiederholt, welche ihnen ihre Schmeichler während ihres Lebens gespendet haben. Sie haben keine andere Strafe für ihre Fehler nöthig als diese Fehler selbst, die sie stets in ihrer ganzen Größe sehn, und die sich ihnen wie schreckliche Gespenster zeigen. Die Wahrheit, die sie auf Erden zu sehr gefürchtet haben, macht ihre Strafe aus. Die Könige werfen sich sogar gegenseitig ihre Verblendung vor; der Vater dem Sohne, weil er trotz seines Gebots die Uebel nicht wieder gut gemacht habe, die er selbst während seiner Regierung angerichtet; der Sohn dem Vater, weil er ihm kein besseres Beispiel gegeben. Die Könige werden aber nicht bloß für das Böse, das sie gethan, sondern auch dafür bestraft, daß sie das Gute unterlassen haben; namentlich müssen sie auch für das Unheil büßen, das schlechte und hinterlistige Menschen, von denen sie sich auf Erden leiten ließen, unter dem Schutze ihrer Autorität angerichtet haben. Während die schlechten Könige diese Qualen erdulden, schwimmen die guten in einem Meer von Seligkeit. — Ob eine solche Eröffnung von Aussicht auf Strafe oder Belohnung constitutionelle Einrichtungen ersetzen kann, wollen wir hier nicht untersuchen. Das Recht, die einmal festgesetzte Regierungsform zu ändern, oder gar einen König, der die Gesetze des Landes nicht achtet und das Gemeinwohl schädigt, zu entthronen, scheint der Telemach den Bürgern nicht zuzugestehn, wenigstens nimmt Mentor den Idomeneus in Schutz, als Telemach behauptet, daß derselbe die Herrschaft auf Creta durch eigne Schuld verloren habe, und daß er ohne die Rathschläge Mentors auch aus Salente würde vertrieben worden sein. Ueberhaupt wird stets auf den schweren Beruf der Regierenden, auf die Schwierigkeiten und Hindernisse jeder Art, die sie zu bewältigen haben, hingewiesen (L. X.), und die Unterthanen werden zur Nachsicht und zur milden Beurtheilung der Könige ermahnt. Jedenfalls haben die Staatsbürger nicht das Recht, den Königen Concessionen abzutrotzen, oder gar ihren Herrn zu wechseln; was die Bürger an Freiheiten haben sollen, das giebt ihnen der König freiwillig. Mit dieser legitimistischen Ansicht im Widerspruche stehend, kommt dagegen an einer Stelle eine Andeutung vor, als wenn der Verfasser des Telemach zu der Einrichtung eines Wahlkönigthums hinneige. Wir meinen in der Erzählung von der etwas sonderbaren kretensischen

Königswahl, wobei wir erfahren, daß Aristodemus die auf Vorschlag des Mentor ihm angetragene Königskrone nur unter drei Bedingungen annehmen will, von denen die letzte die ist, daß seine Kinder keinen höheren Rang als die übrigen Bürger einnehmen, und daß sie nach seinem Tode ganz ohne Auszeichnung, nur nach ihrem Verdienste sollen behandelt werden. Damit war also nach seinem Tode wieder eine neue Königswahl nöthig. Wenn die Idee eines Wahlkönigthums auch zu den politischen Phantasiegebilden Fénelon's gehört hat, so ist zu bedauern, daß er nicht Gelegenheit hatte, die unheilvollen Folgen einer solchen Staatseinrichtung etwa an dem Beispiele Polens kennen zu lernen. — Am Entschiedensten zieht der Verfasser des Telemach gegen die Eitelkeit und Ruhmsucht zu Felde. Gegen die erstere, weil sie die Könige verleitet, auf die Schmeichler zu hören und ihr Ohr der Wahrheit zu verschließen; gegen die letztere, weil sie die Ursache des Kriegs ist, des größten der Uebel, mit denen die Götter die Menschen heimsuchen (L. IX). Die im Telemach so oft sich wiederholenden Declamationen gegen den Krieg sind zwar gut gemeint, haben aber in Wahrheit gar keine praktische Bedeutung. So lange es verschiedene Nationen mit verschiedenen Interessen, die in Streit mit einander gerathen können, geben wird, so lange wird auch die Möglichkeit des Kriegs nicht von der Erde verschwinden. Fénelon hat offenbar, bewußt oder unbewußt, die leichtfertigen und ungerechten Kriege Ludwigs dabei im Auge gehabt; und während er auf der einen Seite die Nothwendigkeit des Kriegs in bestimmten Fällen nicht einsieht und die Vortheile desselben unterschätzt, übertreibt er andererseits die nachtheiligen Folgen dieses nothwendigen Uebels. Er hält den Krieg nur dann für geboten, wenn es sich um das öffentliche Wohl handelt (L. XIII.); er hat aber wohl nicht bedacht, daß der Begriff des bien public außerordentlich dehnbar ist.

Es bliebe uns nun noch übrig, einzelne Punkte des social-politischen Programms im Telemach aufzuführen und einer kurzen Kritik zu unterwerfen. Der Staat von Salente ist eine absolute Monarchie mit größerer Ungleichheit der Stände, als sie zu Fénelon's Zeit in Frankreich sich vorfand. Die Stände werden nach der Geburt geordnet; die höchste Stelle nehmen die ein, welche den ältesten und glänzendsten Adel haben. Diesen stehen die Männer nach, die sich bloß durch ihre Aemter und Würden auszeichnen. Hervorragende Tugenden und edle Handlungen geben Anspruch darauf, in den Adelstand erhoben zu werden. Das ließe sich noch wohl hören; aber nun folgen phantastische Details und idealistische Träumereien. Die Staatsbürger sollen in sieben Classen eingetheilt werden, die sich durch die Farbe der Kleider und andere Abzeichen, wie goldene Frangen und Ringe, von einander unterscheiden. Die Mahlzeiten, die Bauten, die Aus-

dehnung der Ländereien, die jede Familie besitzen darf, — Alles wird durch das Gesetz geregelt. Jede Art von Luxus in den Kleidern, der häuslichen Einrichtung, ist ebenso streng untersagt wie die Pracht der Bauten, die nur bei den Tempeln gestattet ist. Malerei und Sculptur sollen zwar nicht ganz vernachlässigt, aber sie dürfen nur dazu verwandt werden, das Andenken an große Männer und große Thaten zu verewigen und zu verherrlichen. Die Musik darf nur bei heiligen Festen in den Tempeln zur Verherrlichung des Lobes der Götter und Heroen dienen; jede verweichlichende, namentlich die bei Bacchanalien gewöhnlich zur Aufführung kommende Musik ist entschieden zu verwerfen. — Nicht nur für den inneren Handel, sondern auch für den Handel nach außen verlangt der Verfasser des Telemach vollständige Freiheit (.... surtout n'entreprenez jamais de gêner le commerce pour le tourner selon vos vues. Il faut que le prince ne s'en mêle point, de peur de le gêner. L. III). Die Handelsfreiheit war das, was die Kaufleute mit ihrem Laissez-nous faire von Ludwig dem Vierzehnten verlangten. Wir sehen darin die Anfänge einer neuen nationalökonomischen Schule. Wie aber der Verfasser des Telemach diese Forderung der freien Bewegung im Handel mit seinen strengen Gesetzen gegen den Luxus in Einklang bringen will, ist in der That schwer zu begreifen. Er verwirft ganz und gar den Grundsatz, daß der Luxus dazu dient, die Armen auf Kosten der Reichen zu ernähren; die Armen, namentlich die Handwerker in den Städten, meint er, würden besser dazu verwandt, die Früchte der Erde zu vervielfältigen als die Reichen zu verweichlichen und an Leib und Seele zu Grunde zu richten, indem sie ihnen Luxusgegenstände liefern. Er bedenkt dabei nicht, daß die Luxusgesetze, wie wir sie im Alterthum z. B. bei den Spartanern finden, für die Verhältnisse der damaligen Zeit wohl einen Sinn hatten, daß sie aber für die Zeit, für die Fénelon sie offenbar zur Anwendung gebracht sehen will, ein nicht zu leugnender Anachronismus waren. Es ist nicht zu verkennen, daß Fénelon im Telemach überall gegen den Luxus, die Ueppigkeit, Verweichlichung, Genußsucht und Ueberfeinerung seiner Zeit ankämpft, und daß er nur von der Rückkehr zu größerer Einfachheit und der Sittenreinheit der früheren Naturvölker Heil und Rettung für die Gesellschaft erwartet. Um daher den idyllischen Zustand eines solchen Hirtenvolks recht anschaulich darzustellen, hat er die Utopie Bätica in das 7. Buch aufgenommen; er läßt sich aber dabei den Fehler zu Schulden kommen, daß er die Sache so darstellt, als hätten die Bewohner Bätica's im vollen Bewußtsein und mit voller Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit ihrer Einrichtungen dieselben so geordnet, wie sie bestehn, während sie doch, da sie mit der übrigen Welt nicht in Verbindung stehn, gar keine anderen Zustände kennen. — Trotz der verlangten Handelsfreiheit

sollen doch, um Bankerotte zu verhüten, Aufsichtspersonen ernannt werden, denen die Kaufleute Rechenschaft über ihr Vermögen, ihren Gewinn, ihre Ausgaben und Unternehmungen zu geben haben. Es soll ihnen nie erlaubt sein, das Vermögen Anderer auf's Spiel zu setzen, und sie dürfen über ihr eignes Besitzthum nur bis zur Hälfte zu diesem Zwecke disponiren. Dazu sollen die Bankerotte streng bestraft werden. Was würden unsere Kaufleute wohl zu einer solchen Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit sagen? — Was endlich die Erziehung der Kinder und die Religion anbelangt, so wird die erstere dem Staate anheimgegeben, während die Entscheidung in religiösen Dingen einzig den Freunden der Götter (aux amis des dieux d. h. der Kirche) zusteht. Auffallend ist es, daß von den Kindern gesagt wird, daß sie mehr dem Staate als ihren Eltern angehören. (Pour les enfants, Mentor disait: Ils appartiennent moins à leurs parents qu'à la république. L. XI). Dagegen soll sich der König durchaus nicht in die Angelegenheiten der Kirche mischen; diese soll ganz selbstständig sein. (Souvenez-vous qu'un roi doit être soumis à la religion, et qu'il ne doit jamais entreprendre de la régler; la religion vient des dieux, elle est au-dessus des rois. L. XVII).

Wir glauben an diesen Beispielen in überzeugender Weise nachgewiesen zu haben, daß gerade die politisch-socialen Ideen die Achillesferse des Telemach sind, so daß man Friedrich des Großen Ausspruch: „Si j'avais un empire à punir, je le donnerais à gouverner à des philosophes" sehr wohl auf Fénelon, so wie er uns mit seinen Ansichten im Telemach entgegentritt, anwenden könnte. Aber trotz aller in diesem merkwürdigen Buche enthaltenen Fehler war der Telemach doch eine „kühne That", weil er, was bis dahin noch nie mit solcher Kraft und Entschiedenheit geschehen war, den Königen ihre Pflichten vorhielt und sie mit feierlichem Ernste ermahnte, ihre Unterthanen gut und glücklich zu machen. Der Télémaque wurde sehr bald das Evangelium des neu erwachenden Freiheitsgeistes und übte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse Frankreichs im 18. Jahrhundert aus. Diesen Einfluß, wie er sich namentlich in den Schriften Vauban's, Rousseau's und der Encyclopädisten zeigt, im Einzelnen nachzuweisen, würde eine besondere, nicht uninteressante Aufgabe sein.

Druckfehler.

Seite	13,	Zeile	21	von	oben,	lies:	den Dialogues,	statt: dem Dialogue.
"	13,	"	22	"	"	"	analysirten,	statt: annalysirten.